



GEGENWORTE

HEFTE FÜR DEN
DISPUT ÜBER WISSEN

SKANDALISIERUNG (IN) DER WISSENSCHAFT

29. Heft | Frühjahr 2013

Bernhard Pörksen betrachtet die Empörungsgesellschaft. **Frank Bösch** untersucht, wie Skandale entstehen. **Ute Frevert** und **Annette Grüters-Kieslich** plädieren für Vertrauen in der und in die Wissenschaft. **Manfred Mai** beschäftigt sich mit der Wissenschaft in der Mediengesellschaft. **Kai Kupferschmidt** geht einem Verdacht nach. **Volker Stollorz** hat die Guerilla-Forschung entdeckt. **Jörg Aufenanger** erinnert sich an den Familienskandal der sechziger Jahre. Der Skandalisierung in der Kunst widmet sich **Christian Demand**. **Andreas Urs Sommer** nimmt skandalöses Philosophieren unter die Lupe. **Dino Trescher** sieht symbolische Kämpfe um soziale Macht als Räson von Medienskandalen. Einen Blick zurück werfen **Claudia Schmölders** (Golo Manns »Lumpen«-Affäre), **Alexander Košenina** (Jean Pauls »Nihilismus«), **Ute Tintemann** (Kehlmanns Humboldt), **Angela Spahr** (Mesmer und Cagliostro) sowie **Joachim Kalka** (Beßmers Perpetuum mobile). **Christoph Markschies** macht sich Gedanken über Plagiate in der Wissenschaft. **Siegfried Großmann** fragt nach der Bedeutung von Autorschaft. **Peter Weingart** richtet sein Augenmerk auf die aktuelle Skandalisierung der Wissenschaft. **Fritz Niemann** hat sich skandalöse Orte näher angeschaut. Mit Einführung und Dokumentation.

Inhalt

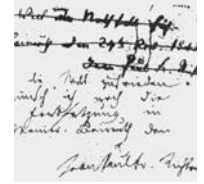
Dokumentation	3	Skandale und kein Ende? Einführung und Dokumentation
Dossier	9	Bernhard Pörksen Die Empörungsgesellschaft
	12	Frank Bösch Wie entstehen Skandale? Historische Perspektiven
	21	Dino Trescher Symbolische Kämpfe um soziale Macht. Zur Raison von Medienskandalen
	24	Manfred Mai Wissenschaft in der Mediengesellschaft
Innenansichten	29	Annette Grüters-Kieslich Vertrauen in der und in die Medizin
	32	Volker Stollorz Endstation Guerilla-Forschung. Der Fall Séralini
	38	Kai Kupferschmidt Verdacht – Medien, die auf den Magen schlagen
Blick vom Rand	41	Jörg Aufenanger Der Familienskandal
	44	Christian Demand Skandal! Skandal! Ein Nachruf
	47	Andreas Urs Sommer Skandalöses Philosophieren
Blick zurück	51	Claudia Schmölders Ärger mit den »Lumpen«. Prof. Dr. Golo Mann, 1963
	54	Joachim Kalka Das Perpetuum mobile
	58	Alexander Košenina Zifferblatt der Ewigkeit ohne Zahl und Zeiger. Jean Pauls »Rede des toten Christus«
	61	Angela Spahr Geister der Aufklärung: Von Magnetismus und Magie
	65	Ute Tintemann Fakten und Fiktionen. Kehlmanns Humboldt

Ausblick

- 69 [Ute Frevert](#)
Vertrauen in der Krise
- 71 [Siegfried Großmann](#)
Autorschaft
- 75 [Christoph Marksches](#)
Plagiate in der Wissenschaft
- 79 [Peter Weingart](#)
Nun auch: Skandalisierung der Wissenschaft
- 83 [Fritz Niemann](#)
Skandalöse Orte
- 85 Autorinnen und Autoren

*»Es ist das Gegenwort, es ist das Wort,
das den ›Draht‹ zerreißt, das Wort,
das sich nicht mehr vor den ›Eckstehern
und Paradegäulen der Geschichte‹ bückt,
es ist ein Akt der Freiheit. Es ist ein Schritt.«*

Paul Celan



Skandale und kein Ende?

Einführung und Dokumentation*

Warum denn sachlich, wenn es auch persönlich geht?

Anton Kub

Ist diese Wahrheit auch nicht lauter, verkündet wird sie umso lauter ...

Hans F. Erdnab

Wissenschaft baut auf Glaubwürdigkeit und Vertrauen. Skandale sollten hier also nichts zu suchen haben – aber Wissenschaftler forschen nicht nur um der Wahrheit willen; es geht nicht immer nur um die lautere »reine Erkenntnis«, um »nichts als die Wahrheit«. Gier nach Ruhm, Geltungssucht, Gewinn- und Machtstreben oder auch die bloße Angst vorm Scheitern motivieren mitunter mehr als das Erkenntnisinteresse per se. Stellt sich beim Forschen nicht oder nicht rasch genug der erhoffte Erfolg ein, so hilft mancher mit unlauteren Mitteln mehr oder minder stark nach: Das Fälschen oder »Schönen« von Daten, das Plagiiere und die Aneignung der Forschungsarbeit oder der Ideen anderer sind nicht erst ein Problem der Internet-Epoche. Die Geschichte legt ein beredtes Zeugnis ab von Fälschung und Betrug in den Wissenschaften (siehe hierzu GEGENWORTE 2/1998). Im digitalen Zeitalter indes erfährt Forschung eine folgenreiche globale Transparenz – so durchleuchten anonyme digitale Empörungsschwärme wissenschaftliches (Qualifikations-)Schrifttum vor allem von Personen des öffentlichen Lebens mit akribischer Sorgfalt und zerren gar sogenannte »Eigenplagiate« vors Netztribunal. Wissenschaft und Forschung stehen unter wachsendem Legitimationsdruck gegenüber Öffentlichkeit und Politik. Im Kampf um das »knappe Gut« Aufmerksamkeit und um Forschungsgelder bedienen sich Wissenschaftsinstitutionen und einzelne Wissenschaftler zunehmend der Tricks von Werbespezialisten; oder sie überlassen den Medienprofis gleich die Öffentlichkeitsarbeit und die »Vermarktung« ihrer Wissenschafts- und Forschungsergebnisse. Strategien einer überzogenen »Eventisierung« der Wissenschaften laufen indes Gefahr, sich der Räson *dieser* Medien zu stark anzupassen. Vom Event zum Skandal ist es so weit nicht: Wird die Grenze zur Skandalisierung überschritten, droht die Wissenschaft ihre Reputation zu beschädigen.

Betrug und Fälschung begleiten die Wissenschaft seit ihren Anfängen. Nicht immer kam es dabei zum Skandal.

Jedes Wissenschaftssystem, jedes wissenschaftliche Medium (Pergamentrolle, Buch, Internet) bringt seine eigenen Betrüger hervor, eröffnet stets neue Möglichkeiten von Lug und Trug, schafft jedoch auch adäquate Gegenmittel: »Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch« (Hölderlin). Plagiiere fällt heutzutage leichter als je zuvor – »alles kopieren, nichts kapieren«, lautete ein studentisches Graffito –, allerdings steigt gleichzeitig das Risiko, beim Täuschen entdeckt zu werden, denn auch die Qualität der Plagiatsoftware verbessert sich zunehmend. Zu hoffen wäre, dass Entlarvungssoftware und digitale Jagdgesellschaften zur Erneuerung des wissenschaftlichen Ethos beitragen. Schließlich gehört es zur guten wissenschaftlichen Tradition, das Urheberrecht zu respektieren und die Leistungen von Autoren und Forschern anzuerkennen (um vom juristischen Aspekt nicht zu reden).

Sei's als Skandalisierung von Regelverstößen, sei's als Strategie zur Erregung öffentlicher Aufmerksamkeit: Hier zeigt sich auch immer ein Kampf um Normen, Macht und Einfluss, um Deutungshoheit und Interpretationsvorherrschaft. Wer bestimmt, was skandalisierungsfähig ist? *Idealiter* sind Skandalisierungen in der Wissenschaft höchst fehl am Platz, denn hier sollten das bessere Argument zählen, die sachliche Diskussion, Debatte und Diskurs sine ira et studio. *Realiter* sind allerdings auch die Wissenschaft und die Wissenschaftler Teil des gesellschaftlichen Ganzen und halten sich nicht in einem Refugium hehrer Ideale auf. So seufzt denn der Chronist: Nach dem Skandal ist vor dem Skandal ...

* Einführung: Wolfert von Rahden, Dokumentation: Wolfgang Dinkloh



Aus der Historie von Fälschung und Betrug

»So wird beispielsweise häufig behauptet, Fälschungen florierten in Kulturen und Epochen, die kein Empfinden für Individualität hätten – vor allem, wenn es sich um Schriftliches handele. Gefälscht – ebenso wie plagiiert – wird, so heißt es, wenn die Gebildeten echte Schriften nicht als organisches Produkt des Schriftstellers ansehen, dem sie zugeordnet werden. Aber dieses Argument – das für das abendländische Mittelalter gültig gewesen sein mag, als einigen Gelehrten tatsächlich die Wiederholung dessen, was große Männer vor ihnen gesagt hatten, die höchste Form der Verfasserschaft zu sein schien – erklärt ganz offensichtlich nicht die hellenistische Situation, als ein sehr ausgeprägtes Empfinden für literarische Individualität mit dem ebenso ausgeprägten Wunsch einhergehend, Leser über die Identität des Verfassers zu betrügen. Eine andere Auffassung lautet, die Existenz von Fälschungen – wie die von Pseudepigraphie im allgemeinen – sei einfach Folge der Publikationsbedingungen in einer Gesellschaft, in der es keine gedruckten Bücher, Schriftenverzeichnisse und öffentlichen Bibliotheken gebe. Diese Theorie verpufft im Zusammenprall mit der störenden Tatsache, daß Fälschen nicht nur die Erfindung des Buchdrucks überstanden hat, sondern auch die Entstehung moderner Bildungsinstitutionen und der Geschichtswissenschaft.«

(A. Grafton: *Fälscher und Kritiker*, S. 43–44)

»Wenn man die abendländische Geschichte des Fälschens erforscht, kann man sich durchaus fragen, ob es im menschlichen Geist ein tiefsitzendes Bedürfnis gibt, so pompös und so gründlich wie möglich hintergangen zu werden. *Muntus fuld tezibi* – »Die Welt will genarrt werden« – lautet schließlich das Motto auf dem Titelblatt von J. B. Menckes Predigten *Von der Charlataneria oder Marcktschreyerey der Gelehrten*, eine der großartigsten Darstellungen der Neigung von Wissenschaftlern, sich narren zu lassen. Solche Hypothesen sind zu großspurig für Historiker. Aber eine winzige Regel läßt sich feststellen. Wenn es überhaupt ein Gesetz gibt, das für alle Fälschungen gilt, dann ist es das, daß jeder Fälscher, wie geschickt auch immer, der Vergangenheit, die er real und lebendig zu machen hofft, die Struktur und Textur des Lebens seiner eigenen Epoche, deren Denkweise und deren Sprache aufträgt. Aber es sind eben diese von ihm

eingeflochtenen Details, die – wie sehr sie auch das unmittelbare Publikum beeindruckt haben mögen – seine Gaunerei geradezu in Fettdruck sichtbar werden lassen, wenn spätere Leser sie erkennen und bemerken, daß der Fälschung die Zeit des Fälschers übergestülpt wurde. Nichts veraltet so rasch wie die Sicht einer Epoche auf eine vorhergehende.«

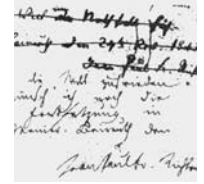
(A. Grafton: *Fälscher und Kritiker*, S. 73–74)

»Die Selbstherrlichkeit der Gelehrten bei der Gewinnung und der Beurteilung einzelner Beobachtungsdaten war zwar spätestens seit dem 17. Jahrhundert eingeschränkt worden – namentlich durch das Einbeziehen von Zeugen, die die Beobachtungen mit ihrer Unterschrift beglaubigten, oder durch spezifische Textsorten, die das, »was der Fall war«, dem als virtuellen Zeugen eingesetzten Leser nahebrachten. Doch die Sozialisierung der Naturforschung durch Beglaubigungsakte blieb alles in allem auf einzelne Untersuchungsbereiche (etwa die Mikroskopie) und auf gewisse Institutionen (Akademien der Wissenschaften) oder auf halbinstitutionalisierte Milieus (z. B. Forschergruppen auf Expeditionsreisen) beschränkt und hatte keine durchgreifende Modifikation des traditionellen Gelehrtenstatus zur Folge. Erst die Ende des 18. Jahrhunderts einsetzende und im frühen 19. Jahrhundert sich beschleunigende Reform der akademischen Lehr- und Forschungsinstitutionen wirkte sich nachdrücklich auf die Struktur der Datengewinnung und -bearbeitung aus. Daraus folgt, daß es im Ethos wissenschaftlichen Handelns keinen seit jeher gültigen Kompaß gab.«

(A. Métraux: *Zeit für Fälschung*, S. 47–48)

»Aus der Beobachtung und Erfahrung, die ihm etymologisch zugrunde liegen, hat sich das naturwissenschaftliche Experiment seit dem 17. Jahrhundert immer stärker zu einer durch strenge professionelle Regeln bestimmte Tätigkeit entwickelt. Die eingesetzten Instrumente wurden immer mehr standardisiert. Feinmechanik und Automatenbau halfen, Beobachtungsschritte und Auswertungen zu automatisieren, lange bevor die Computertechnik die experimentellen Möglichkeiten eröffnete, die wir heute als selbstverständlich erleben. Die professionellen Regeln beziehen auch all die Fragen ein, die sich im Kontext der Beweiskraft von Experimenten stellen, zum Beispiel,

- ob die dem Experiment zugrundeliegende Hypothese falsifizierbar ist, und was ihre Bewährung oder Widerlegung bedeutet,



- ob die experimentellen Bedingungen Aussagen zur Hypothese erlauben,
- die Reproduzierbarkeit und statistische Auswertung,
- das Verhältnis von Befund und Interpretation, und [...]
- die Sicherung der Nachvollziehbarkeit durch Dokumentation.«

(Chr. Schneider: *Bandenkriminalität?*, S. 87)

Große Namen

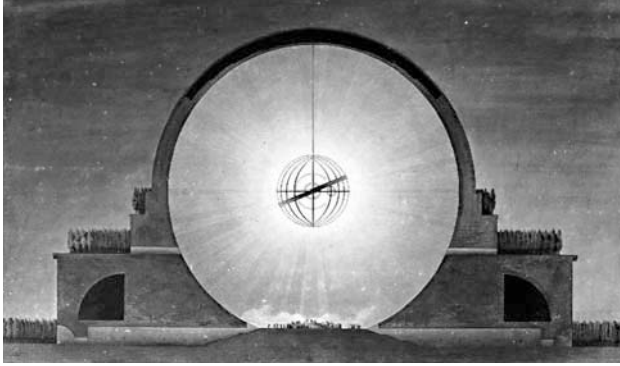
»Claudius Ptolemäus, der im zweiten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung im ägyptischen Alexandria lebte, war einer der einflußreichsten Wissenschaftler der Geschichte. Seine Synthese der frühen astronomischen Ideen führte zu einem System der Vorhersage von Planetenpositionen. Die zentrale Annahme des ptolemäischen Systems lautete, daß die Erde stillstehe und sich die anderen Planeten auf Bahnen um sie herum bewegten, die im wesentlich kreisförmig seien. [...] Im neunzehnten Jahrhundert fielen Astronomen, die des Ptolemäus ursprüngliche Daten überprüften, einige Merkwürdigkeiten auf. Rückrechnungen aus den heutigen Planetenpositionen zeigten, daß viele von Ptolemäus' Beobachtungen falsch waren. Selbst nach den Maßstäben der Astronomie des Altertums waren die Fehler gewaltig. Dennis Rawlins, ein Astronom der Universität von Kalifornien in San Diego, ist nach der Untersuchung von Ptolemäus' eigenen Materialien der Überzeugung, daß dieser die Beobachtungen nicht wie behauptet selber machte, sondern sie zur Gänze aus dem Werk des früheren Astronomen Hipparch von Rhodos abschrieb, der einen der besten Sternenkataloge des Altertums zusammengestellt hatte. Die Insel Rhodos, wo Hipparch seine Beobachtungen gemacht hatte, liegt nämlich fünf Breitengrade nördlich von Alexandria. Selbstverständlich ist ein entsprechender Streifen des Südhimmels von Alexandria aus zu erblicken, nicht aber von Rhodos. Nicht einer der in Ptolemäus' Katalog aufgeführten 1025 Sterne stammt aus diesem Streifen.« (W. Broad und N. Wade: *Betrug und Täuschung in der Wissenschaft*, S. 24–25)

»Am bekanntesten ist Galileo Galilei vielleicht als der geduldige Forscher, der Steine vom schiefen Turm von Pisa fallen ließ. Diese Geschichte ist vermutlich erfunden, doch beschreibt sie recht gut die Eigenschaft, die Galilei angeblich von seinen mittelalterlichen Zeitgenossen

unterschied: seine Neigung, in der Natur und nicht in den Werken des Aristoteles nach Antworten zu suchen. [...] Wie der Historiker I. Bernard Cohen jedoch meint, zeigt Galileis Schlußfolgerung »lediglich wie voreingenommen er bereits war, denn aus den ungenauen Bedingungen des Experiments hätte sich nie ein exaktes Gesetz ableiten lassen. In Wirklichkeit waren die Diskrepanzen so groß, daß sein zeitgenössischer Kollege, der Pater Merenne, die von Galilei beschriebenen Ergebnisse nicht nachvollziehen konnte und sogar bezweifelte, daß dieser den Versuch überhaupt gemacht habe.« Aller Wahrscheinlichkeit nach baute Galilei nicht bloß auf sein experimentelles Geschick, sondern auf seine hervorragende Begabung als Propagandist.« (W. Broad und N. Wade: *Betrug und Täuschung in der Wissenschaft*, S. 27)

»Als Begründer der Physik und vielleicht größter Wissenschaftler der Geschichte formulierte Newton in seinen *Principia* von 1687 die Ziele, Methoden und Grenzen der modernen Wissenschaft. [...] Die *Principia* stießen auf dem europäischen Festland auf einen gewissen Widerstand, besonders in Deutschland, wo die Gegnerschaft von Newtons Rivalen Leibniz geschürt wurde, dessen philosophisches System mit Newtons allgemeiner Gravitationslehre in Widerspruch stand. Um seine *Principia* überzeugender zu gestalten, half Newton in späteren Ausgaben der Genauigkeit einiger entscheidender Messungen nach. Dem Historiker Richard S. Westfall zufolge »korrigierte« Newton seine Berechnungen über die Schallgeschwindigkeit und über die Präzession der Tag- und Nachtgleichen, und veränderte auch die Korrelation einer Variablen in seiner Gravitationstheorie derart, daß sie genau mit der Theorie übereinstimmte. In der letzten Ausgabe seines Werks hob Newton hervor, daß der Fehler weniger als ein Promille betrage und behauptete damit kühn eine Präzision, wie sie zuvor nie in der Astronomie beobachtet worden war.« (W. Broad und N. Wade: *Betrug und Täuschung in der Wissenschaft*, S. 28–29)

»Aber auch in anderer Hinsicht war Newton bei aller Genialität nicht gerade ein vorbildlicher Wissenschaftler. Das zeigte sich besonders deutlich bei seiner Auseinandersetzung mit dem deutschen Mathematiker Gottfried Wilhelm von Leibniz über die Entwicklung der Infinitesimalrechnung. Newton warf Leibniz vor, er habe dieses Rechenverfahren von ihm abgeschrieben. Gegen diese Unterstellung erhob Leibniz Einspruch bei der



Royal Society in London, wo beide Mitglied waren. Newton nutzte seine Stellung als Präsident dieser sehr angesehenen Gesellschaft schamlos aus, indem er selbst die Mitglieder der Untersuchungskommission aussuchte. Auch den Abschlussbericht formulierte er weitgehend selbst, sodass unschwer zu erraten ist, zu welchem Ergebnis die Kommission kam: Sie gab Newton in allen Punkten recht und erhob offiziell den Vorwurf des Plagiats gegen Leibniz. [...] Heute sind sich die Wissenschaftshistoriker weitgehend einig, dass Newton und Leibniz unabhängig voneinander die neuen Rechenverfahren entwickelt haben.«

(H. Zankl: *Fälscher, Schwindler, Scharlatane*, S. 16)

Und heute

»Mit der Bezeichnung ›wissenschaftlicher Betrug‹ assoziiert man häufig, daß Daten glattweg erfunden werden. Doch ist das mit Sicherheit die seltenste Fälschung. Wer wissenschaftliche Daten verfälscht, beginnt wahrscheinlich mit der viel lässlicheren Sünde der Verbesserung vorhandener Daten und hat damit Erfolg. Kleinere und scheinbar nebensächliche Fälle der Manipulation von Daten – daß man zum Beispiel Ergebnisse ein bißchen glatter und aussagefähiger erscheinen läßt als sie in Wirklichkeit sind, für die Veröffentlichung nur die ›besten‹ Daten auswählt und alle nicht zur Aussage passenden unterschlägt – sind in der Wissenschaft vermutlich durchaus nicht ungewöhnlich. Doch ist es nur ein gradueller Unterschied, ob man Daten ›frisirt‹ oder ein ganzes Experiment frei erfindet. Von den größeren und kleineren Fälschungsakten bis zum Selbstbetrug, einem Phänomen von beträchtlicher Bedeutung in allen Zweigen der Wissenschaft, läßt sich ein kontinuierliches Spektrum zeichnen. Betrug ist natürlich vorsätzlich, und Selbstbetrug nur unbewußt, doch gibt es vermutlich eine Verhaltenskategorie dazwischen, in der die Motive des Täters auch für ihn selbst zwiespältig sind.«

(W. Broad und N. Wade: *Betrug und Täuschung in der Wissenschaft*, S. 19–20)

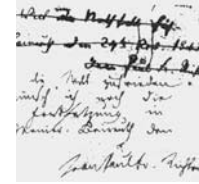
»Mag es auch die Öffentlichkeit wie die Wissenschaftler selbst jedes Mal neu überraschen: Immer wieder stößt man auf mehr oder weniger manipulierte Messdaten, auf ›großzügige‹ Interpretation zur scheinbaren Bestätigung von gewünschten spektakulären Ergebnissen, auf mehr

oder weniger schwere Plagiate, auf erbitterte Auseinandersetzungen über tatsächliche oder vermeintliche Autorenschaftsrechte oder Prioritätsansprüche. Es gibt eine bedrückende Liste von Verhaltensweisen im hehren Garten der Wissenschaft, die man – politisch korrekt – unter dem Begriff des wissenschaftlichen Fehlverhaltens zusammenfasst. Zunehmend stellt sich ferner heraus, was Außenstehende nur schwer zu glauben vermögen, aber Insider verzweifelt erfahren müssen: Auch im Zusammenarbeiten von Wissenschaftlern spielt Mobbing eine unheilvolle Rolle. Informationen werden zurückgehalten, Kolleginnen oder Kollegen ausgegrenzt, Experimente werden behindert, indem Material oder Proben weggeschlossen werden, Leistungen werden aberkannt, Autorenschaft wird verweigert oder erzwungen. Eine phantasievolle Vielfalt von Mitteln aus dem wissenschaftlichen Verhaltensalltag dient dazu, zwischenmenschliche Probleme, Machtansprüche, Hierarchie-missbrauch auszutragen. Und natürlich wird auch wissenschaftliches Fehlverhalten zu Unrecht vorgeworfen, werden ungerechtfertigte Anschuldigungen vorgebracht, um eigene wissenschaftliche oder persönliche Ansprüche und Positionen durchzusetzen.«

(S. Großmann: *Der Teufel steckt im Detail*, S. 130)

»Die Wissenschaft der Fälscher wurde im Grunde geboren, als die Wissenschaft sich von einer Berufung zu einem Beruf wandelte, genauer gesagt, mit der *Big Science*, der Wissenschaft der großen, mit Millionen finanzierten Projekte, wie sie nach 1945 entstanden ist. In dieser Zeit wurde ein System der Finanzierung wissenschaftlicher Forschung errichtet, das jenes Konkurrenzklima geschaffen hat, das sowohl für die Fälschungen als auch für das ausgedehnte Netz der Komplizenschaft unter Wissenschaftlern, Universitäten und Finanzierungsgremien verantwortlich ist, das sich hinter ihnen verbirgt. Dieses System funktionierte, solange es reichlich Forschungsgelder und wenige Wissenschaftler gab. Heute jedoch, da sich die Zahl der Wissenschaftler vergrößert hat, die Finanzmittel aber geringer geworden sind und darüber hinaus die durchschnittliche Kreativität der Wissenschaftler gesunken ist, wird der Forscher vom System selbst gedrängt, zum Delinquenten zu werden, wenn er überleben will. Heute betrügt man, kurz gesagt, des Geldes wegen, früher dagegen tat man es wegen einer Idee.«

(F. Di Trocchio: *Der große Schwindel*, S. 10–11)



»Selbst für aufmerksame Fachzeitschriftenleser dürfte es die Ausnahme sein, dass sie im normalen Schreibtisch-Betrieb auf eine Fälschung stoßen. Zu häufig muss man Vorgänge im Labor und Originaldaten kennen, um einem Fälscher auf die Spur zu kommen. Daher werden die meisten Fälle ›wissenschaftlichen Fehlverhaltens‹ von Forschern entdeckt. Für diese verdienstvolle Rolle hat man ihnen den Namen ›Whistleblower‹ gegeben, was nicht schön ist, aber besser als der ›Denunziant‹, den so mancher in ihnen sieht.«

(H. Wormer: *Drohgebärde und Selbstzweifel*, S. 122–123)

»Wie wird Fehlverhalten von Wissenschaftlern am Ende eigentlich geahndet? Wer sorgt dafür, dass Beschuldigte Konsequenzen zu spüren bekommen, die sie und mögliche Nachahmer abschrecken? Kurz: Wie stellt die Wissenschaft ihre Integrität wieder her? Die bisherigen Erfahrungen damit sind in Deutschland leider höchst ernüchternd. Obwohl auch die hiesige Forschungslandschaft in den vergangenen Jahren von Fälschungsfällen erschüttert wurde, wie man sie bislang nur in den USA für möglich hielt, obwohl seither bei jeder sich bietenden Gelegenheit die ›Selbstreinigungskräfte‹ der Wissenschaft beschworen werden, entsteht nach wie vor der Eindruck einer fatalen Folgenlosigkeit von wissenschaftlichem Fehlverhalten. Stereotyp weisen die Beteiligten stets jede Verantwortung weit von sich (selbst wenn schwere Versäumnisse festgestellt werden), und empfindliche Strafen oder gar höhere Geldbußen braucht offenbar auch niemand zu befürchten. Die drastischste Konsequenz der DFG besteht in einem mehrjährigen Ausschluss aus ihren Gremien (was manche eher als Belohnung interpretieren) und von der Antragstellung für DFG-Mittel.«

(U. Schnabel: *Im Vakuum der Selbstreinigung*, S. 133–134)

»Wer wissenschaftlich arbeitet, weiß, dass und wie zu zitieren ist, wenn Gedankengut anderer übernommen wird. Insofern ist bei Täuschungsversuchen grundsätzlich von Vorsatz auszugehen. Wenn aber ein Doktorand mit den Gepflogenheiten wissenschaftlichen Arbeitens wirklich nicht vertraut gewesen sein sollte, disqualifiziert er sich damit für eine Promotion, und ihm ist im Nachhinein sein Dokortitel abzusprechen. Dabei geht es selbstverständlich nicht um zwei, drei vergessene Anführungszeichen, sondern um nicht gekennzeichnete Übernahmen fremder Ideen und Textstellen größeren Umfangs.

Außer einem Verstoß gegen das Urheberrecht können weitere Delikte vorliegen. Universitäten verlangen in der Regel eine eidesstattliche Erklärung, dass der Doktorand seine Dissertation eigenständig und nur unter Verwendung der angegebenen Hilfsmittel angefertigt hat. Wird dagegen verstoßen, liegt eine falsche Versicherung an Eides statt vor, die nach § 156 des Strafgesetzbuches mit Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren oder mit Geldstrafe zu ahnden ist. Wurde ein Ghostwriter engagiert, was vermutlich keine Seltenheit ist, sich jedoch nur schwer nachweisen lässt, kann noch Urkundenfälschung nach § 267 StGB in Betracht kommen; das Gesetz sieht eine Freiheitsstrafe bis zu fünf Jahren oder eine Geldstrafe vor, schon der Versuch ist strafbar.«

(W. Bittner: *Der beliebteste deutsche Vorname*)

Literatur

- W. Bittner: »Der beliebteste deutsche Vorname«, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* v. 16. 10. 2012
- W. Broad und N. Wade: *Betrug und Täuschung in der Wissenschaft*. Basel/Boston/Stuttgart 1984
- F. Di Trocchio: *Der große Schwindel. Betrug und Fälschung in der Wissenschaft*. Reinbek bei Hamburg 1999 (Frankfurt am Main 1994)
- A. Grafton: *Fälscher und Kritiker. Der Betrug in der Wissenschaft*. Berlin 2012 (1991)
- S. Großmann: »Der Teufel steckt im Detail – Was Journalisten bei Verdachtsfällen auf wissenschaftliches Fehlverhalten beachten sollten«, in: G. Kienzlen, J. Jublinski und V. Stollorz (Hg.): *Fakt, Fiktion, Fälschung. Trends im Wissenschaftsjournalismus*. Konstanz 2007, S. 130–132
- A. Métraux: »Zeit für Fälschung«, in: A.-K. Reulecke (Hg.): *Fälschungen. Zu Autorschaft und Beweise in Wissenschaften und Künsten*. Frankfurt am Main 2006, S. 47–67
- U. Schnabel: »Im Vakuum der Selbstreinigung – Wie Fehlverhalten geahndet wird und welche Rolle die Medien dabei spielen«, in: G. Kienzlen, J. Jublinski und V. Stollorz (Hg.): *Fakt, Fiktion, Fälschung*, a. a. O., S. 133–135
- Chr. Schneider: »Bandenkriminalität? Rohdaten im Zeitalter ihrer technischen Manipulierbarkeit«, in: A.-K. Reulecke: *Fälschungen*, a. a. O., S. 81–92
- H. Wormer: »Drohgebärde und Selbstzweifel – Wie recherchiert der Journalist, wenn ein Fälschungsverdacht keimt?«, in: G. Kienzlen, J. Jublinski und V. Stollorz (Hg.): *Fakt, Fiktion, Fälschung*, a. a. O., S. 122–126
- H. Zankl: *Fälscher, Schwindler, Scharlatane. Betrug in Forschung und Wissenschaft*. Weinheim 2003





Bernhard Pörksen

Die Empörungsgesellschaft

*Wir sind im Übergang von der Mediendemokratie zur Empörungsdemokratie des digitalen Zeitalters. Permanent droht nun der Skandal. Eine Zeitdiagnose.**

Vielleicht werden Mentalitätshistoriker, die eines Tages in den Archiven und Datenspeichern nach kollektiven Bewusstseinsspuren fahnden, unsere Gegenwart einmal als die Epoche der Daueraufregung beschreiben, als die Zeit des permanenten Skandals. Denn es vergeht kein Tag, an dem diese Gesellschaft nicht mit neuen Empörungsangeboten geflutet würde. Schon wer das Wort *Skandal* bei Google eingibt, also die moderne Form des Existenz- und Relevanznachweises führt, erhält gut 58 Millionen Treffer. Ganz im Sinne der allgemeinen Aufregungskommunikation gefragt: Wer ist schuld? Das Netz? Hat diese »Spektakelmaschine in Echtzeit« (Sascha Lobo) den Ton bis an den Rand des Diskurs-Ruins verschärft? Das allerdings, so muss man gleich festhalten, ist die falsche Frage. Denn zum einen würde die Netz-Ver-teufelung bedeuten, dass die Verantwortung des Einzelnen unsichtbar würde, der dieses so faszinierend plastische Medium auf seine Weise benutzt: manchmal für das absurde Spektakel, den Shitstorm ohne Sinn und Verstand, dann aber auch für die gesellschaftlich bedeutsame Aufklärung, die dringend benötigte Transparenz. Und zum anderen würde man sich den Blick dafür verbauen, dass die allmähliche Verwandlung der Öffentlichkeit in ein Testlabor für Erregungsvorschläge vielschichtige Ursachen besitzt. Es reicht also nicht hin, einfach nur auf das Netz zu schimpfen. Denn was sich am Beispiel der allgemeinen Skandalsucht offenbart, ist Symptom eines umfassenden Kultur- und Medienwandels, Ausdruck und Folge einer neuen publizistischen Formation. Aus der einst vornehmlich massenmedial geprägten Mediendemokratie entsteht allmählich die Empörungsdemokratie des digitalen Zeitalters. Hier wird die Deutungsmacht der wenigen zum erbittert ausgefochtenen Meinungs-

kampf der vielen. Hier wird aus dem *Gatekeeping* (dem journalistischen Akt des Gewichtens, des Publizierens und Verschweigens von Information an der Zugangsschleuse zur Öffentlichkeit) das permanente, oft sorglos betriebene *Gateblowing*: Es genügt manchmal schon ein einziger Link, ein rasch mit dem Smartphone produziertes und dann online gestelltes Filmchen, eine sekunden-schnell abgesetzte Twittermeldung, um gerade noch geschützte, abgeschottete Informationsräume aufzuspren-gen – eine Form der barrierefreien Ad-hoc-Publika-tion, die die Zahl möglicher Skandalofferten noch einmal kräftig potenziert. In der massenmedial geprägten Me-diendemokratie konnten einst publizistische Großmächte darüber entscheiden, was als wichtig zu gelten hatte. Es gab räumlich einigermaßen eingrenzbare Wirkungsfelder, klar erkennbare, physisch fassbare Machtzentren. In der digitalen Empörungsdemokratie der Gegenwart sind räumliche, zeitliche und kulturelle Grenzen leicht pas-sierbar geworden. Wir wissen von Mitt Romneys Aus-fällen bei einem Spenden-Dinner, Günther Oettingers Englisch-Karaoke vor amerikanischem Publikum, den antisemitischen Pöbeleien des ehemaligen Dior-Desi-gners John Galliano in einem Pariser Café. Einmal digi-talisierte Dokumente der Blamage und der Demontage, Spott- und Hassvideos lassen sich rasend schnell verbrei-ten, ohne Aufwand kopieren, kaum noch zensieren und immer wieder präsentieren. Sie zirkulieren heute global.

Und das einst weitgehend stumme, zur Passivität ver-dammte Medienpublikum wird zunehmend selbst zum Akteur, zu einem neuen Player im Wettlauf um den Scoop und die Sensation. In der Empörungsdemokratie der Gegenwart besitzt fast jeder die Instrumente, um die eigenen Botschaften in die medialen Erregungskreisläufe einzuspeisen. Man braucht keine Redaktion, keinen Sender, lediglich einen Netzzugang und ein Thema, das fasziniert und alarmiert. Nur zwei Beispiele: Ein paar Blogger waren es, die 2010 ein zunächst unbeachtet ge-



bliebenes Radio-Interview Horst Köhlers wieder ausgraben, es als grundgesetzwidrige Rechtfertigung von Wirtschaftskriegen interpretierten und via Mail und Twitter zahlreiche Medien auf das Thema brachten – mit der bekannten Folge des Blitz-Rücktritts. Und Annette Schavan wurde zunächst nur von einem anonymen Einzelnen als Plagiatorin attackiert, der sein Dossier online stellte, schließlich nachlegte; die Ministerin kämpfte um ihr Amt – der Ausgang ist bekannt.

Es ist, dies zeigen derartige Beispiele, eine neue Logik der Enthüllung, die sich beobachten lässt. In der Ära der mächtigen Leitmedien funktionierten Skandale nach dem Muster der linearen Kausalität – mit mächtigen Journalisten und einem weitgehend ohnmächtigen Publikum. Es gab eine Normverletzung, die irgendwer den Medien bekannt machte oder die diese selbst recherchierten; dann folgte die Publikationsentscheidung, schließlich ganz am Schluss des Kommunikationsprozesses die Veröffentlichung und die mögliche Empörung des Publikums, das sich aufregen konnte oder auch nicht. Heute kann das Publikum selbst in Aktion treten und in Rekordgeschwindigkeit, gleichsam testweise publizieren – ohne vorab zu verifizieren, ob das Behauptete überhaupt stimmt. Es wird zu einem Enthüller eigenen Rechts, setzt seine eigenen Themen, attackiert Politiker oder Unternehmen und macht seine individuelle Empfindlichkeit auf der Weltbühne des Internets sichtbar. Das Böse, das Bestialische und das Banale, die Attacken eines ekelhaften Mobs, aber auch das aufklärerische Engagement, der digitale Aufstand gegen Diktatur und Gewalt – alles ist heute gleichermaßen sichtbar, was einfach nur zeigt: Wir befinden uns in einer Phase der mentalen Pubertät im Umgang mit den neuen Medien. Mal sind es verwackelte Videobilder, die ein Kriegsverbrechen dokumentieren, dann wieder Spottbilder über irgendeinen Prominenten; mal wird der Blog einer Schülerin, die ihr furchtbares Schulessen vor aller Augen seziert, bekannt. Dann wieder entflammt ein Shitstorm gegen eine Firma, die aus guten oder schlechten Gründen im Verdacht steht, sich falsch zu verhalten.

Journalisten bekommen also eine manchmal äußerst professionell arbeitende Konkurrenz im Enthüllungsgeschäft. Und die journalistischen Skandalbehauptungen selbst, all die Aufmacher und Aufreger, auch das ist neu, werden selbst sehr rasch durch ein aktiv gewordenes Publikum skandalisierbar, was die allgemeine Erregung noch weiter steigert – im Netz, auf den Leserbriefseiten

und in Protestmails, die etwa im Falle von Thilo Sarrazin, Karl-Theodor zu Guttenberg und der Israel-Lyrik von Günter Grass über kritisch berichtende Redaktionen hereinbrachen. Sichtbar wurde hier eine gesplante Öffentlichkeit, ein plötzliches Auseinanderklaffen von Medienempörung und Publikumsempörung und eine Wut über die Wut der jeweils anderen Seite, eine Empörung zweiter Ordnung, die zum kommunikativen Normalfall werden könnte.

Aber die Veränderung des Diskursklimas hat auch handfeste ökonomische Gründe, nimmt doch die Konkurrenz auf dem Medienmarkt beständig zu. Wer *Skandal!* ruft, der zeichnet seine eigene Botschaft als unbedingt beachtenswert aus. Der Skandalschrei ist inzwischen so etwas wie die Ultrakurzformel eines aggressiven Werbens um Aufmerksamkeit. Erfolgreiche Aufreger sind schlicht profitabel, gerade in einer Zeit, in der etablierte Erlösmodelle nicht mehr reibungslos funktionieren, die Leserbindung schwächer wird, Auflagen sinken, Quoten einbrechen. Und schließlich lässt sich, auch das ist eine Ursache des allgemein spürbaren Klimawandels, eine Moralisierung aller Lebensbereiche beobachten, eine Neigung zum Tugendterror, der Maß und Mitte verloren hat. Warum ist das so? Moralische Empörung suggeriert ein Ad-hoc-Verstehen, liefert die Möglichkeit, sich über den anderen zu erheben und im Moment der kollektiven Wut Gemeinschaft zu finden. Sie kommt dem allgemein menschlichen Bedürfnis nach Einfachheit, der Orientierung am Konkreten, Punktuellen und Personalisierbaren entgegen, bedient die Sehnsucht nach Eindeutigkeit, dem Sofort-Urteil und der Instant-Entlarvung. Und ebendies führt uns wieder zu den neuen technischen Möglichkeiten und der radikalen Demokratisierung der Enthüllungspraxis zurück. Denn es braucht eben nur ein paar Klicks – und schon ist ein Zitat gefunden, ein Beitrag entdeckt, aus dem sich ein Widerspruch formen, der Vorwurf der persönlichen Inkonsequenz basteln lässt. – Peer Steinbrück will, so sagt er, die Banken stärker kontrollieren. Hat er nicht selbst hoch bezahlte Vorträge in diesen Kreisen gehalten? Annette Schavan verteidigt sich gegen den Plagiatsvorwurf. Hat sie nicht selbst die Betrügereien eines Karl-Theodor zu Guttenberg in besonderer Schärfe attackiert? Die *Wasser-Wein-Entlarvung* (»predigt Wasser, trinkt aber Wein!«), eigentlich ein archaisches Erregungsprinzip, ist heute ein Gesellschaftsspiel geworden, an dem sich jeder ohne größere zeitliche oder intellektuelle Unkosten beteiligen



kann. Die Folge für Politiker und alle, die in der Öffentlichkeit stehen: Die moralische Selbstfestlegung bedeutet womöglich einen gegenwärtigen Imagegewinn, stellt aber ein zukünftiges Reputationsrisiko dar. Vorsicht also beim *ethics talk*, so muss man warnend hinzufügen; die eigenen Sätze werden einem vielleicht morgen schon wieder um die Ohren gehauen.

Es sind die technologischen Bedingungen, die medialen Konkurrenzverhältnisse, die gesellschaftlichen Moralisierungswellen im Verbund mit allgemein menschlichen Wahrnehmungsmustern, die in der Summe eine Skandalisierungsspirale in Gang setzen und eine beständig lauernde Erregungsbereitschaft erzeugen, die sich in rascher Folge neue Opfer und Objekte sucht. Die Massenmedien werden in diesem universal regierenden Kampf um Aufmerksamkeit keineswegs unwichtig; das glauben nur aufgeregte Social-Media-Berater, die mit solchen Ansagen ihr Geld verdienen müssen. Die rein netzinterne Erregung, so lässt sich zeigen, verpufft in der Regel sehr schnell. Die gesellschaftlich wirksame Empörung, die etwa einen Politiker-Rücktritt auslöst oder ein Unternehmen tatsächlich zum Handeln oder zumindest zum öffentlichen Schuldbekennen zwingt, braucht nach wie vor notwendig den Medienmix, die machtvolle Intervention von Zeitungen, Fernsehsendern, Radiomachern. Klassische Leitmedien, etablierte Online-Magazine und das aus der Ohnmacht entlassene Publikum bilden im digitalen Zeitalter vielmehr ein *Wirkungsnetz eigener Art* – und alle gemeinsam verändern sie die klimatischen Verhältnisse in dieser Republik. Die Folgen: Es regiert, erstens, ein *neuer Geschwindigkeitsrausch*, ein allgemeiner Schnelligkeitswettbewerb – und zwar universal und in allen Medien. Es dominiert, zweitens, bei Politikern und Unternehmen eine *neue Ängstlichkeit*, eine verzagte Verkampftheit, will man doch nicht derjenige sein, der die digitale Normpolizei und den nächsten Shitstorm provoziert. Und es zeigen sich, drittens, *neue Asymmetrien*, für unsere aktuelle Medienwirklichkeit charakteristische Missverhältnisse zwischen Ursache und Wirkung, Anlass und Effekt. Schon ein einzelner, idiotischer Filmtrailer, in dem der Prophet Mohammed verunglimpft wird, kann blutige, mörderische Gewaltausbrüche hervorrufen und im Extremfall in einem globalen Hassbeben enden.

Allerdings: Auf ein Leben im Wirkungsnetz plötzlich aufschäumender medialer Aufmerksamkeitsexzesse ist niemand wirklich vorbereitet. Denn dieses Leben braucht ein anderes Gespür für Netzwerk-Kausalität und eine

Ahnung von den prinzipiell gewaltigen Wirkungsmöglichkeiten, die man eben auch als ein Zehnjähriger besitzt, wenn man seine Spaß- und Spottvideos ins Netz stellt. Im Umgang mit den Web-2.0-Technologien zeigt sich ein noch unentdeckter, noch unverstandener Bildungsauftrag, der an den Schulen und Universitäten die Lehrpläne verändern müsste. Natürlich, es gibt längst zahlreiche Kurse in Sachen Medienkompetenz. Und es ist vermutlich auch irgendwie nützlich, wenn alle Power-Point lernen und die neueste Spielerei in einem Computerpool ausprobieren dürfen. Aber das reicht bei Weitem nicht hin. Die Phase der mentalen Pubertät im Angesicht der digitalen Revolution kann nur einem reiferen Gebrauch weichen, wenn jeder versteht, dass er selbst zum Sender geworden ist und darüber entscheidet, was öffentlich wird – die böse Botschaft, die kluge Idee, der irrelevante Quatsch. Aber man kann auch noch sehr viel grundsätzlicher, umfassender ansetzen. Nicht nur auf der Ebene der Produktion, sondern auch auf der Ebene der Rezeption von Empörungsofferten gleich welcher Art. Denn was wäre eigentlich, wenn die stimmberechtigten Mitglieder der Empörungsdemokratie (und das sind wir alle) sich – ganz unabhängig von der Frage, ob sie gerade und für den Moment auf der Sender- oder der Empfängerseite stehen – zu einem klügeren, sorgfältigeren, besser dosierten Umgang mit den eigenen Affekten entschließen und sich einer einzigen Frage stellen würden: Was ist wirklich wichtig? Bei welchem Thema lohnt die Wut, bei welchem nicht? Welche Debatten könnten dann entstehen, welche Formen der kreativen Nachdenklichkeit, des ausgeruhten Argumentierens? Eine derartige, kollektive Sensibilisierung für Relevanz und eine plötzlich um sich greifende Begeisterung für die Nuance sind unrealistisch, gewiss. Aber man wird doch noch träumen dürfen, wenigstens für einen Moment. Bis zum nächsten Skandal.

* Dieser Essay basiert auf Artikeln in der Wochenzeitung *Die Zeit* und der *Süddeutschen Zeitung*.

Frank Bösch

Wie entstehen Skandale?

Historische Perspektiven

1. Was sind Skandale? Begriffliche Annäherungen

Skandale gelten als ein Charakteristikum der Gegenwart und werden vornehmlich gegenwartsbezogen analysiert. Sozial- und Kommunikationswissenschaftler betonten vielfach den starken Anstieg von Skandalen in jüngster Zeit und verbanden dies mit differenten Erklärungen. Diese reichen vom Vorwurf der Übertreibung und der Hysterie der linksstehenden Medien, die sich seit 1982 gegen die CDU-Regierung gerichtet hätten (so Kepplinger 2001, S. 39, 119), bis hin zur funktionalen Annahme, die Zunahme der Skandale als Korrekturfunktion in einer lernenden liberalen Gesellschaft zu verstehen (Hondrich 2002, S. 67). In dieser erstaunlich normativen Debatte steht dabei das Bild des journalistischen Verschwörers, der seine Medienmacht missbrauche, der Vorstellung von

2003). Danach erklärt ein zunehmender moralischer Verfall in der Politik die Zunahme von Skandalen.

Es gibt vor allem zwei Möglichkeiten, die hier skizzierten Einschätzungen genauer zu prüfen und mehr über die Rolle von einzelnen Akteuren, des Politik- und Mediensystems oder die gesellschaftlicher ›Lernfähigkeit‹ und Normen zu erfahren. Erstens wären Skandale in unterschiedlichen Ländern oder Kulturen zu vergleichen. Erst dann würde deutlicher, ob tatsächlich die (linke) politische Ausrichtung von Journalisten, das Machtverständnis von Politikern, die politische Polarisierung und/oder der Medienmarkt für das Aufkommen und den Verlauf von Skandalen verantwortlich sind. Eine derartige systematisch vergleichende Perspektive wurde bislang jedoch selten gewählt. Vielmehr liegen nur allenfalls sehr knappe Vergleiche vor, die thematische Besonderheiten von Skandalen festhalten. Als Differenzen wurde

Das Bild des journalistischen Verschwörers, der seine Medienmacht missbrauche, steht der Vorstellung von einem investigativen Journalisten gegenüber, der Verfehlungen der Mächtigen aufdecke.

einem investigativen Journalisten gegenüber, der Verfehlungen der Mächtigen aufdecke. In beiden Fällen spielen Medien eine entscheidende Rolle, sodass oft von ›Medien-skandalen‹ gesprochen wird. Medien, so Steffen Burkhardt, prägen dabei den moralischen Diskurs, die Narration und die Politisierung (2006, S. 381). Und erst die permanente Visualisierung des Politischen führte dazu, so John Thompson, dass Skandale sich als Kämpfe um Vertrauen etablierten (2000, S. 252). Auch die Abnahme der politischen Unterschiede wird oft als Ursache angeführt, um die Häufung von Skandalen zu erklären, weil Politiker sich deshalb durch moralische Qualitäten profilieren müssten (Imhof 2000, S. 57; Bergmann und Pörksen 2009, S. 19). Andere Lesarten sehen Politiker als zunehmend korrupt und machtvessenden an (Arnim

etwa das Fehlen von Korruptionsskandalen in Großbritannien betont (King 1986), während für Deutschland das Ausbleiben von ›Sex-Skandalen‹ vermerkt wurde und Skandale um Umweltfragen und die NS-Vergangenheit als Besonderheit gesehen wurden (Esser und Hartung 2004). Eine zweite Möglichkeit, um die eingangs zitierten Urteile zu prüfen, ist der historische Vergleich. Mit ihm lassen sich durch die Gegenüberstellung von Epochen typische Merkmale für das Aufkommen und den Verlauf von Skandalen ausmachen. Auch dieser Zugriff wurde in der Erforschung von Skandalen bislang weitgehend vernachlässigt oder auf recht zusammenhangslose Sammlungen von einzelnen Fällen beschränkt.¹

Für eine historische Analyse von Skandalen ist es nicht ausreichend, sich allein auf die Verwendung des Begriffs



in unterschiedlichen Epochen zu stützen. Ergänzend muss vielmehr eine analytische Definition des Skandals hinzugezogen werden. Einerseits muss sie sicherstellen, dass nicht *jede* Handlung, die von jemandem als ›Skandal‹ bezeichnet wird, als ein solcher analytisch gefasst wird. Andererseits muss sie ermöglichen, auch jene Vorgänge als Skandale zu untersuchen, für welche die Zeitgenossen unter Umständen *andere* Begriffe wählten.

Um von einem Skandal im analytischen Sinne zu sprechen, sollten in Anlehnung und Ergänzung der bisherigen Literatur (Hondrich 2002, S. 40, 59) drei Bedingungen erfüllt sein: (1) Ein praktizierter oder angenommener Normbruch einer Person, einer Gruppe von Menschen oder einer Institution; (2) dessen Veröffentlichung; und (3) eine breite öffentliche Empörung über den zugeschriebenen Normbruch.

Dementsprechend bildet etwa eine korrupte Handlung noch keinen Skandal, wenn sie nicht bekannt wird oder wenn ihre Veröffentlichung keine Empörung auslöst, weil sie mehrheitlich als eine akzeptable Praxis gilt. Folglich existiert kein Verhalten, das per se zu einem Skandal führt. Was in einer Kultur oder Epoche als Normüberschreitung erscheint, kann in der benachbarten Epoche oder Kultur wieder ganz anders bewertet werden. Ein Gesetzesbruch ist ebenfalls nicht unbedingt für das Aufkommen eines Skandals erforderlich. Vielmehr reichen oft bereits Überschreitungen von Normen, also von gesellschaftlichen Verhaltensanforderungen, deren Bruch mit sozialen Sanktionen bestraft werden kann. Diese wiederum sind historisch und kulturell stark wandelbar.

2. Skandalforschung in historischer Perspektive

Da Skandale mit einer Verdichtung der Kommunikation einhergehen, bieten sie sich in vielfacher Weise als eine Sonde für historische Studien an. Generell möchte ich dafür plädieren, Skandalen als herausgehobenen Ereignissen zwar einen eigenen Analysewert zuzusprechen, sie aber vor allem zur Erforschung übergeordneter Prozesse zu untersuchen. Skandale eröffnen den Zugang zu vielfältigen Forschungsfeldern. Besonders relevant und nahe liegend erscheinen in Anlehnung an die angeführte Definition vier Forschungsbereiche, die jeweils die einzelnen Komponenten des Skandals in ihrer Historizität erfassen:

der Wandel von Normen, von Medien, der Öffentlichkeiten und der Empörung.

Skandale und Normenwandel

Skandale scheinen also *erstens* ein sehr guter Zugriff zu sein, um die *Geschichte von Normen* zu untersuchen. An Skandalen ist sowohl ihr historischer Wandel ablesbar als auch Konflikte und Aushandlungsprozesse um Normen. Welche Verhaltensregeln etwa für hetero- und homosexuelle Beziehungen gelten, lässt sich ebenso gut an Skandalen aufzeigen wie an deren Ausbleiben nach entsprechenden Skandalisierungsversuchen. Skandale konturieren dabei auch ideale Verhaltenskodizes für einzelne soziale Gruppen, wie etwa Politiker.

Die Konstruktion solcher internalisierter Regeln hat seit der Foucault-Rezeption der 1980er Jahre stärkere Aufmerksamkeit in den Kultur- und Geschichtswissenschaften gefunden. Obgleich Foucault Skandale selbst nicht thematisiert, haben sie jedoch sehr große Ähnlichkeit zu Mechanismen, die er etwa in *Sexualität und Wahrheit* beschrieb (1983). So produzieren Skandale ein permanentes Bekenntnisverfahren, überführen Verhaltensweisen in Wissensordnungen und unterlaufen Macht ebenso, wie sie Machtstrukturen schaffen.

Selbst wenn man Skandalen eine funktionale, gesellschaftsverändernde Kraft zuschreibt, sind im Hinblick auf den Normwandel Teleologien zu vermeiden. So lässt sich anhand der Skandale des 19./20. Jahrhunderts sicherlich keine zunehmende Liberalisierung der Normen feststellen. Vielmehr kam es um 1900 und dann auch wieder in den 1950er Jahren selbst im parlamentarischen Großbritannien zu Verengungen (Bösch 2009, S. 45). Gleiches zeigt sich selbst für die USA, wo seit den 1970er Jahren die Spielräume für sexuelle Normbrüche bei Politikern und Prominenten zunehmend enger wurden und entsprechende ›Sex-Skandale‹ wieder zunahmen. Umgekehrt stimmt offensichtlich nicht die Annahme, die gegenwärtige Mediengesellschaft habe aus ihrer ›Skandalsucht‹ heraus die Spielräume für Politiker immer weiter eingeschränkt. Das Ausbleiben von ›Sex-Skandalen‹ verdeutlicht vielmehr, wie sich die Spielräume für Politiker in der Bundesrepublik erweiterten, nachdem versuchte Skandalisierungen wegen Ehebruch, Scheidung oder Homosexualität im letzten Jahrzehnt scheiterten.

Gegner funktionaler Ansätze haben eingewandt, wenn Skandale zur Besserung der Gesellschaft beitragen wür-



den, so müsste ihre Zahl viel stärker ansteigen, um alle Missstände zu erfassen (so Kepplinger 2009, S. 192). Dies ist jedoch kein Einwand dagegen, das Auftreten von Skandalen mit historischen Veränderungen von Normen zu verbinden. Zeigt sich, dass ein bestimmter Skandaltypus in einer Epoche immer wieder auftritt (etwa das ›Fremdgehen‹ eines Politikers), so steht dies für die große Bedeutung und Verfestigung einer Norm. Das ›Lernen‹ besteht darin, dass abweichendes Verhalten erneut sanktioniert wird und bei jedem Normverstoß nun die Angst besteht, ein Skandal könne auftreten, wodurch Verschleierungsversuche verstärkt werden. Skandale sind insofern zwar nicht als eine moralische Besserungsanstalt misszuverstehen, aber sie beeinflussen Verhaltensregeln,

Die ›Bestrafung per Skandal‹ hat einen Stellvertretercharakter, der viele unentdeckte Normbrecher das Fürchten lehren kann.

Deutungen und Handlungen. Dass deshalb jeder Normverstoß zu einem Skandal mutieren muss, lässt sich hieraus nicht ableiten. Die ›Bestrafung per Skandal‹ hat vielmehr einen Stellvertretercharakter, der viele unentdeckte Normbrecher das Fürchten lehren kann.

Welche Form des Normverstoßes einen Skandal auslösen kann, veränderte sich stark. Bei Korruptionsskandalen führten etwa in einigen Jahrzehnten bereits kleinere Geschenke zu Skandalen (etwa vor 1914 oder in der

Skandale traten besonders häufig in jenen historischen Epochen auf, in denen neue Medien aufkamen und sich in Konkurrenz zu anderen positionierten.

Gegenwart); in anderen Phasen, wie in den 1950er Jahren, galten selbst sehr große Summen als akzeptabel, die von der Industrie an Parteien transferiert wurden. Dass etwa nach der Flick-Affäre in den 1980er Jahren eine Sensibilisierung eintrat, die schließlich sogar kleine indirekte Vorteile wie Bonus-Meilen zum Skandalon werden ließ, unterstreicht, wie sehr Skandale Normen verengen und deren zunehmende öffentliche Überwachung fördern können. Skandale um Parteispenden wird es zwar weiterhin geben, aber eine ›politische Landschaftspflege‹ im breiten Stil, wie sie von Flick und durch die »Staatsbürgerliche Vereinigung e. V.« von bundesdeutschen Unternehmen betrieben wurde, ist auf absehbare Zeit nicht mehr vorstellbar.

Skandale und Medienwandel

Ein zweites historisches Forschungsfeld, das über Skandale gut erschlossen werden kann, ist die *Geschichte der Medien*. Skandale zeigen die Funktionslogik von Medien, ermöglichen Blicke in ihr Innenleben und schaffen Quellen der medialen Selbstreflexion. Sie ermöglichen damit eine Mediengeschichte, die über deren technische und institutionelle Struktur hinausreicht und neben Medieninhalten journalistische Routinen erfassbar macht. Skandale, so könnte man es pointiert ausdrücken, ermöglichen eine Geschichte medialer Praktiken.

So eröffnen sie einen akteursbezogenen Zugang zur Mediengeschichte, der gerade in Deutschland aufgrund der Quellenlage zumeist schwierig ist. Denn in Skanda-

len wird vielfach die Recherchetechnik der Publizisten reflektiert – sei es vor Gericht oder in der journalistischen Selbstlegitimierung im Zuge der Enthüllungen. Selbstverständlich sind Skandale journalistische Ausnahmesituationen. Aber gerade an ihnen lässt sich ablesen, in welchem Maße Journalisten Quellen eigenständig recherchierten und prüften oder wie redaktionelle Abläufe sich entwickelten. So unterschiedliche Skandale wie die *Spiegel*-Affäre und der Skandal um die ›Hitler-Tagebücher‹

im *Stern* haben gemein, dass sie eine ansonsten kaum mögliche Einsicht in Redaktionsroutinen und Kontaktformen zu Informanten bieten.

Skandale verdeutlichen häufig die Grenzen einer journalistischen Professionalisierungsgeschichte. Im internationalen Vergleich trifft es in der Tat zu, dass vor allem die amerikanischen und britischen Journalisten seit dem 18. Jahrhundert skandalisierende Anklagen erhoben und seit den 1880er Jahren eigenständig recherchierten, um durch anschließende Enthüllungen Skandale anzustoßen. Aber zugleich zeigen verschiedene Skandale, dass ihre Redaktionen mitunter nur schlampig Quellen überprüften und Informationen unlauter zuspitzten. So versuchte die angesehene *Times* 1887 in einer Artikelserie, den politischen Führer der Irish Parliamentary Party, Charles Stewart Parnell, mit angeblich von ihm verfassten Briefen



zu skandalisieren, die seine Nähe zum irischen Terrorismus belegen sollten. Tatsächlich saß die Redaktion dabei schlechten Fälschungen auf, wie vor Gericht belegt werden konnte (Bösch 2009, S. 331–343). Besonders für Deutschland zeigt sich in dieser Zeit, dass viele Journalisten zunächst nur auf mündlichen Zeugenaussagen beruhende Gerüchte druckten und erst im Zuge der dann oft gegen sie gerichteten Gerichtsprozesse fundierte Recherchen begannen.

Skandale lassen sich zudem als Medienereignisse verstehen, die – wie andere Ereignisse auch – durch kommunikative Zuschreibungen konstruiert werden. Dabei können an Skandalen grenzübergreifend Kommunikationsflüsse erkannt werden, die ansonsten kaum greifbar sind. So werden in Skandalen die Arbeitsweisen von Auslandskorrespondenten sichtbar, über die bislang historisch recht wenig bekannt ist (vgl. jüngst: Geppert 2007; Gebhardt 2007), ebenso der regionale und transnationale Nachrichtenfluss, der ebenfalls nur spärlich erforscht ist. Gerade für die Mediengeschichte des 20. Jahrhunderts

Skandale verhandelten zumeist, was jeweils als ›geheim‹ oder ›privat‹ gelten sollte und was nicht. Sie lassen sich auf den ersten Blick als ein ständiger Versuch fassen, die Grenzen der Öffentlichkeit zu erweitern.

bieten sich Skandale dafür an, intermediale Bezüge zu analysieren, insbesondere zwischen der Presse und dem Fernsehen.

Mit Blick auf intermediale Verflechtungen fällt auf, dass Skandale besonders häufig in jenen historischen Epochen auftraten, in denen neue Medien aufkamen und sich in Konkurrenz zu anderen positionierten. Das gilt für das Zeitalter des Drucks in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, des Zeitschriftenbooms im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts, der Massenpresse im ausgehenden 19. Jahrhundert, der Etablierung des Fernsehens seit 1960 und schließlich dem Internetzeitalter. Insofern lässt sich anhand von Skandalen auch der Wandel des medialen Ensembles im Kontext von neuen Konkurrenzbedingungen verdeutlichen.

Die Skandalforschung kann dabei auch zu einer Geschichte der Medienethik beitragen. Da es bei Skandalen häufig zu Prozessen, Untersuchungen oder Recherchen kommt, müssen auch Journalisten ihr Vorgehen und ihr Selbstverständnis rechtfertigen. Darüber hinaus gaben Skandale zumeist Anlass für Selbst- und Fremdrelexionen über die Rolle der Medien, an der sich auch die Poli-

tik, Justiz oder Wissenschaftler beteiligten. Ihre sehr variablen Einschätzungen bieten exzellente Quellen, um die den Medien jeweils zugeschriebene Stellung und Freiheit zu verorten. Gleiches gilt für die Begründungen der juristischen Verurteilungen von Journalisten, denen im Kontext von Skandalen bis zum Ersten Weltkrieg häufig noch Gefängnisstrafen drohten.

Skandale und der Wandel der Öffentlichkeit

Skandale bieten sich *drittens* an, um die *Geschichte der Öffentlichkeit* zu untersuchen (vgl. auch Imhof 2000). Der vielschichtige Begriff der Öffentlichkeit lässt sich zunächst, ohne die Habermas'schen normativen Implikationen, als ein allgemein zugänglicher Kommunikationsraum fassen, der neben Medienöffentlichkeiten ebenso Versammlungsöffentlichkeiten (Parlamente, Gerichtssäle, Vereine, Vorträge etc.) und situative Öffentlichkeiten (Gespräche in Kneipen, auf Marktplätzen etc.) umfasst (Requate 1999). Die Pluralform ist hierbei angebracht, da jede dieser drei Öffentlichkeitsebenen wiederum in sich

vielfältig segmentiert ist – in differente politische, soziale oder kulturelle Öffentlichkeiten.

Anhand von Skandalen lässt sich nun ausmachen, in welcher Beziehung diese unterschiedlichen Ebenen der Öffentlichkeiten jeweils zueinanderstanden. In welchem Maße beeinflussten etwa Medien alltägliche Gespräche oder Parlamentsdebatten und umgekehrt? Eigene Recherchen zur Kommunikation in Kneipengesprächen im ausgehenden 19. Jahrhundert zeigten anhand von Skandalen, dass Medien in hohem Maße Gespräche anstießen, wobei die Skandalthemen dann auf die eigene Lebenswelt übertragen wurden (Bösch 2004). Ebenso verdeutlichen Skandale, in welchem Maße Mediendynamiken mit den physischen Reaktionen eines Publikums der Versammlungsöffentlichkeit verbunden sind. Die unmittelbaren Reaktionen in den Gerichtssälen oder Parlamenten sind bereits im 19. Jahrhundert entscheidende Bestandteile der medialen Narrative.

Skandale sind zudem ein Gradmesser dafür, wie frei Öffentlichkeiten in unterschiedlichen historischen Epochen und Kulturen waren. Denn Skandale setzen ein gewisses Maß an Pluralismus, Meinungsfreiheit und Partei-



bildungen voraus. Auch aus diesem Grunde nahmen sie im späten 19. Jahrhundert international zu. Verharrt man lediglich auf der Medienebene, so sind Skandale in Diktaturen nicht möglich. Vielmehr dominieren in autoritären Herrschaftssystemen Schauprozesse und staatlich inszenierte Versuche, über von oben angestoßene Skandalisierungen Empörung zugunsten des Regimes auszulösen. So initiierten die Nationalsozialisten zahlreiche Korruptionsprozesse gegen Eliten der Weimarer Republik (Bajohr 2004). Auffällig ist allerdings, dass die Skandalinszenierungen der Diktaturen anscheinend kaum breite Empörung auslösen konnten. Vielmehr wurden derartige Kampagnen meist nach einiger Zeit abgebrochen, da sie auch Mitleid mit den Angeprangerten auslösten (vgl. ebd. sowie die Beiträge in Sabrow 2004).

Analysiert man hingegen Skandale im Rahmen einer Geschichte der Öffentlichkeit, lassen sich auch für die Diktaturen aufschlussreiche Erkenntnisse ermitteln. Denn zumindest in der situativen Öffentlichkeit, also den Gesprächen in Kneipen oder Warteschlangen, konnten sich durchaus Empörungen über Normverstöße verbreiten. Wie etwa die Spitzel-Berichte der Gestapo und des SD im Nationalsozialismus oder Stasi-Berichte in der DDR andeuten, führten einige Repressionsformen der Systeme oder die Doppelmoral der Partei-Eliten durchaus auch zu punktuellen Unmut (Sabrow 2004).

Für eine Geschichte der Öffentlichkeit bieten sich schließlich Skandale an, wenn man jeweils die Grenzen der Öffentlichkeit bzw. des Arkanen oder Privaten untersuchen will (zur abgrenzenden Begriffsgeschichte vgl. Hölscher 1979). Denn Skandale verhandelten zumeist, was jeweils als »geheim« oder »privat« gelten sollte und was nicht. Skandale lassen sich auf den ersten Blick als ein ständiger Versuch fassen, die Grenzen der Öffentlichkeit zu erweitern. Tatsächlich führen sie jedoch auch zu gegenläufigen Bewegungen, etwa zum rechtlichen Schutz der Privatsphäre oder zu Gesetzen zum politischen Geheimnisverrat. Die sogenannten Carolinen-Urteile zum Schutz der Privatsphäre im Jahre 2004 bieten ein neueres Beispiel dafür (im Fall von Caroline von Monaco). Die Öffentlichkeit zehrt das Geheime also nicht auf, sondern markiert nur vorläufige Formen der Anerkennung, deren Begründungszwang sich stets ändern kann (Assmann und Assmann 1997, S. 16).

Dabei zeigt sich im internationalen Vergleich, dass die rechtlichen Rahmenbedingungen zum Schutz der Privatsphäre entscheidende Auswirkungen auf den Verlauf von

Skandalen haben. In Großbritannien führte etwa die Öffentlichkeit von Scheidungsprozessen bereits im 19. Jahrhundert dazu, dass führende Politiker, hohe Adlige oder andere Prominente in den Mittelpunkt von »Sex-Skandalen« rückten und damit intimste Bereiche der Privatsphäre ausgebreitet wurden. In Deutschland half vor dem Ersten Weltkrieg die konservative Justiz, durch den weitgehenden Ausschluss der Öffentlichkeit Ähnliches zu verhindern.

Skandale und Emotionsgeschichte

Eine vierte historische Analyseperspektive eröffnet die breite Empörung, die den Skandal erst konstituiert. Sie könnte einen Zugang zu einer *Geschichte der Emotionen* bieten. Da Emotionen nicht nur körperlich festgelegt sind, sondern auch kulturellen Prägungen unterliegen und damit historisch wandelbar sind, hat sich die Geschichtswissenschaft jüngst verstärkt dieses Themas angenommen (Frevert 2000). Skandale bieten sich für eine Emotionsgeschichte an, da sie Ereignisse sind, die offensichtlich mit sehr emotionalen Reaktionen einhergingen – sowohl beim Publikum als auch bei den unmittelbar Involvierten. Blickt man in die Briefe und Aufzeichnungen von Betroffenen, so findet sich häufig eine Verzweiflung, die bis zum Ersten Weltkrieg oft zur Emigration führte. Skandale lassen sich damit als ein Teil einer Geschichte der Ehre und Ehrverletzung fassen. Hieran lässt sich erkennen, wie die Bedeutung von Ehre sich in unterschiedlichen Kulturen veränderte. Während der Kampf um die Ehre lange Skandalen ihre Dynamik gab, verlor dies seit den 1960er Jahren zunehmend an Bedeutung.

Aufseiten des Publikums gingen Skandale mit vielfältigen emotional gefärbten Äußerungen und Handlungen einher: Spott und Gelächter, Wut und Hass, Angst und Trauer zählten dazu. Oft war dies eine karnevaleske Erhebung über die Mächtigen. Zur kulturellen Konstituierung der Emotionen trugen auch entscheidend Medien bei. Sie können hier als Quellen für die Repräsentation von Emotionen, des Diskurses über sie und als jeweiliger Anstoß von Emotionen gesehen werden (die Interaktion zwischen Medien und Emotionen fand in jüngster Zeit verstärkt Aufmerksamkeit auch in den Medienwissenschaften: Brütsch u. a. 2009; Bartsch u. a. 2007; Bösch und Borutta 2006).

Somit lässt sich festhalten, dass einzelne Elemente, die einen Skandal generieren, in ihrer Historizität breitere historische Zugänge eröffnen. Besonders aussagekräftig



erscheinen dabei historische Untersuchungen, welche die Interferenzen der Einzelelemente untersuchen. Wie korrespondierte etwa der Wandel von spezifischen Normen mit dem zeitgleichen Medienwandel, der das öffentliche Beobachtungssystem veränderte? Oder wie veränderten sich Emotionsregime durch neue Medien? Für alle genannten Bereiche können Skandale als Sonde dienen, um weiterreichende Forschungsfelder zu erschließen. Zugleich wäre zu untersuchen, welche formierende Kraft Skandale selbst in diesen Feldern haben.

3. Historische Bedingungen und Merkmale von Skandalen

Betrachtet man die Entwicklung von Skandalen in der Neuzeit, so zeigt sich, dass sie zu bestimmten Zeiten deutlich häufiger auftraten. Diese Häufung von Skandalen lässt sich einerseits, wie bereits angedeutet, mit Medienumbrüchen erklären. Darüber hinaus ließe sich von jeweiligen *opportunity structures* sprechen, also den exogen bedingten gesellschaftlichen Gelegenheitsstrukturen für Skandale. Dazu zählen etwa das politische System und die politische Kultur, der Grad der Pressefreiheit, die Struktur des Mediensystems und der Wertewandel.

Welche externen Faktoren in den letzten beiden Jahrhunderten Skandale begünstigten, lässt sich ermitteln,

Ende des 19. Jahrhunderts korrespondierte die Skandalwelle in den meisten westlichen Ländern mit der Demokratisierung und forcierten Parteibildung, insbesondere mit dem Aufstieg neuer oppositioneller Parteien wie den Sozialdemokraten.

wenn man die Jahrzehnte genauer vergleicht, in denen Skandale in den westlichen Ländern besonders häufig auftraten – also die Zeit um 1900, 1960, Mitte der 1980er und um 2000. Dabei lassen sich vor allem *fünf* gemeinsame Kontextbedingungen ausmachen. *Erstens* gingen Phasen mit erhöhten Skandalauftakten, wie bereits erwähnt, mit *Umbrüchen im Mediensystem* einher: sei es durch die Expansion und Neuformierung alter Medien (wie der Massenpresse und Fotoillustrierten um 1900, der massenhaften Ausweitung des Boulevardjournalismus um 1960 und des dualen Rundfunks in den 1980er Jahren), sei es durch die Etablierung neuer Medien (wie des Films um 1900, des Fernsehens um 1960 und des Internets seit Ende der 1990er Jahre). Die jeweils neuen Medien und

ihre spezifischen Inhalte wurden dabei häufig selbst zum Gegenstand von Skandalen, da ihnen gefährliche moralische Grenzüberschreitungen zugeschrieben wurden.² *Zweitens* sind dies Phasen, in denen das *journalistische Selbstverständnis* sich verstärkt wandelte. Mit der Jahrhundertwende um 1900 können wir die erste Professionalisierung des Journalistenberufs ausmachen (Requate 1995), zu Beginn der sechziger Jahre etablierte sich der kritische Journalismus (von Hodenberg 2006), und um 2000 verfestigte sich ein kommerziell orientierter, dafür aber eher unpolitischer Journalismus (Meyen und Riesmeyer 2009). Dieser mediale Wandel ging *drittens* mit *politischen Umbrüchen* in dieser Zeit einher, die vermutlich Skandale förderten. Ende des 19. Jahrhunderts korrespondierte die Skandalwelle in den meisten westlichen Ländern mit der Demokratisierung und forcierten Parteibildung, insbesondere mit dem Aufstieg neuer oppositioneller Parteien wie den Sozialdemokraten. Um 1960 können wir in den meisten westlichen Ländern eine Liberalisierung und Pluralisierung der politischen Kultur feststellen sowie den Aufbruch bestehender Milieus. Die 1980er Jahre stehen hingegen in vielen Ländern einerseits für eine konservative Wende, die das Konfliktpotenzial für Skandale erhöhte, andererseits für einen Umbruch der bisherigen Parteienlandschaft, wie es etwa der Aufstieg der Grünen oder von nationalliberalen Parteien in den Nachbarländern belegt. Einiges deutet darauf hin, dass es

im Zuge der Jahrtausendwende erneut zu einem Wandel der politischen Kultur kam, der durch die Krise der bisherigen Großparteien und eine neuartig große Wechselwählerschaft gekennzeichnet ist.

Diese politischen Umbrüche in Zeiten von Skandal-konjunkturen gingen *viertens* mit grundsätzlichen *Verschiebungen im kulturellen Wertgefüge* einher. So gelten die Jahrzehnte um 1900 als Beginn der klassischen Moderne, in der insbesondere in den Großstädten neue Lebensweisen und Weltdeutungen die bisherigen Verhaltensregeln herausforderten. Ähnliches lässt sich für die Zeit ab 1960 postulieren, die als Phase einer fundamentalen Liberalisierung gesehen wurde, die offensichtlich ebenfalls Skandalisierungen förderte. Auch wenn für die Gegenwart die

zugeschriebenen Werthaltungen noch stark differieren (›Postmoderne‹, ›Erlebnisgesellschaft‹ etc.), scheint sich in jedem Fall eine Pluralisierung abzuzeichnen, die ebenfalls das Aushandeln von Werten intensiviert.

Gerade diese Koinzidenz des medialen, kulturellen und politischen Wandels dürfte in den benannten Phasen jeweils das Aufkommen von Skandalen begünstigt haben. Kaum Skandale finden wir dagegen in Phasen mit besonders starken außenpolitischen Konflikten wie den 1930er bis späten 1950er Jahren. Der Zweite Weltkrieg, aber auch der Kalte Krieg dürften die Sehnsucht nach einer nationalen Einheit gestärkt und skandalisierende Vorwürfe und Empörungen abgebremst haben. Es ist

Für das Aufkommen von Skandalen ist ein gewisser Pluralismus vonnöten, eine starke Polarisierung der Gesellschaft hingegen hinderlich.

auffällig, dass beispielsweise in den ganzen 1950er Jahren kein Bundesminister aus Adenauers Regierungen wegen eines Skandals zurücktreten musste. Der Skandal um die NS-Vergangenheit von Vertriebenenminister Theodor Oberländer markierte dann 1960 die anbrechende Skandalwelle und die neue Verletzbarkeit der Spitzenpolitiker. Der Rücktritt von Franz Josef Strauß folgte im Zuge der *Spiegel*-Affäre kurz darauf.

Genauere Erkenntnisse über das Bedingungsgefüge von Skandalen erhält man auch, wenn man Demokratien unterschiedlicher Epochen vergleicht. Eine *fünfte opportunity structure* für das Aufkommen von Skandalen scheint der *Grad der Polarisierung* in der politischen Kultur zu sein. Auffälligerweise gab es etwa in der Weimarer Republik im Vergleich zu heute wenige Skandale, dafür aber sehr viele Skandalisierungen. Dies erklärt sich auch aus der differentiellen politischen Kultur: Skandale bedürfen zwar des Pluralismus, eine sehr starke politische Polarisierung bremst hingegen ihre Entfaltung. In der Weimarer Republik standen sich die politischen Lager teilweise so polar gegenüber, dass Vorwürfe und Enthüllungen völlig überzogen formuliert wurden, und das minderte ihre Glaubwürdigkeit. Zudem misstrauten die politischen Lager einander generell so sehr, dass wechselseitige Enthüllungen oft lediglich als politische Kampagnen wahrgenommen wurden, und das waren sie letztlich auch (vgl. Nieden und Reichardt 2004). Wenn auch abgeschwächt, galt Ähnliches für das Jahrzehnt nach 1968, als Medien und Politik sich erneut polarisierten. Die zahllosen Skandalisierungen gegen Brandt und Strauß, inklusive publi-

zierter Liebesaffären, verpufften hier in gewisser Weise an der Spaltung der Öffentlichkeit (Bösch 2003, S. 141).

Umgekehrt förderte die dazu vergleichsweise konsensuale politische Kultur, die sich um 2000 ausmachen lässt, das Aufkommen von Skandalen. Da weite Teile der Bevölkerung weniger auf einzelne Lager festgelegt sind, gibt es auch eher die Bereitschaft, sich über Lagergrenzen hinweg zu empören. So sorgte etwa die CDU-Spendenaffäre auch in Kreisen der Christdemokraten für Unmut, und der vertuschte Missbrauch von katholischen Geistlichen empörte auch Katholiken. Gerade diese weitreichende Empörung ermöglichte erst folgenreiche Skandale mit Rücktritten. Insofern lässt sich bilanzieren, dass

für das Aufkommen von Skandalen ein gewisser Pluralismus vonnöten ist, eine starke Polarisierung der Gesellschaft hingegen hinderlich.

Obgleich Medienumbrüche mit einer Zunahme von Skandalen einhergingen, waren es nicht die jeweils neuen Medien, die vornehmlich die Empörung anstießen. So wurden um 1900 zwar prominente Skandale wie die ›Dreyfus-Affäre‹ oder der Skandal um den Hauptmann von Köpenick gleich verfilmt (Müller 2005, S. 219). Das neue Medium Film verbreitete jedoch ebenso wie die nun gedruckten Fotos eher die Empörung. Angestoßen wurden die Skandale aber durchweg vom ›alten‹ Medium Zeitung, das nun ein neues Profil gewann. Ähnliches gilt für die Skandalwellen seit 1960. Fernsehen und Internet verstärkten eher die Dynamik von Skandalen, die weiterhin klassische Printmedien ins Rollen gebracht hatten. Ihr Auftreten führte jedoch zu neuen Konkurrenzsituationen, in denen sich Medien durch sensationelle Meldungen und eigenständige Recherchen zu profilieren suchten. Zugleich veränderten sie jeweils die Geschwindigkeit der Nachrichten, die Techniken der Darstellung und der journalistischen Arbeit, was auch den Wandel von journalistischen Ethiken bei Enthüllungen beeinflusst haben dürfte.

Die jeweils neuen Medien übernahmen dabei mitunter Techniken und Darstellungsformen der beteiligten Printmedien; so etwa die investigative Recherche in TV-Nachrichtenmagazinen wie *Panorama* und in Internet-Blogs wie *Wir in NRW* bei den Skandalisierungen von Jürgen Rüttgers im Landtagswahlkampf 2010 oder *Wikileaks*



zum Irak-Krieg. Beide Medien konnten durch neue Kommunikationsformen den Journalismus im Zuge von Skandalen verändern, etwa durch die audiovisuelle Wiederholung diskreditierender Aussagen und Handlungen und die erhöhte Geschwindigkeit der Live-Übertragung. Gerade Verbraucherskandale, die Normbrüche in Behörden und Unternehmen aufdecken, haben durch Fernsehmagazine eine wichtige Bedeutung gewonnen. Dennoch stammen die zentralen Enthüllungen auch bei Skandalen der Gegenwart überwiegend aus der Welt der ›alten‹ Printmedien. Selbst die im Fernsehen oft gesendeten Berichte über Missstände gegenüber Verbrauchern werden nur selten zu Skandalen mit breiter Empörung, und dies zumeist nur durch die Selektion der Printmedien. Im Politikbereich hierarchisieren die Nachrichtensendungen wie die *tagesschau* dagegen eher Meldungen über Missstände, als dass sie diese selbst recherchieren.

Die erstaunlicherweise anhaltende Schlüsselstellung der Printmedien ist erklärungsbedürftig. Hier scheint die Art ihrer Speicherfähigkeit ein entscheidendes Kriterium zu sein. Politiker, Journalisten, aber auch andere Eliten der Gesellschaft beginnen ihren Tag mit einer umfassenden Presseschau, die in der Politik Presseauschnittsammlungen komprimieren. Obgleich die Parteien und Journalisten auch den Rundfunk beobachten, ist die Presse damit die Beobachtungsinstanz, die durch das Zusammenspiel ihrer Stimmen die Öffentlichkeit verkörpert. Schon Ende des 19. Jahrhunderts waren es daher die Presseschauen, die Politiker zu Reaktionen drängten

Großteil der Skandale aufbringen, wie W. T. Stead in England oder Maximilian Harden im deutschen Kaiserreich. Ebenso begrenzt ist die Zahl der Medien, welche die breite Empörung über Normverstöße auslösen – in der Bundesrepublik insbesondere *Der Spiegel*, *BILD* und die *Süddeutsche Zeitung*. Erklären lässt sich dies mit der Ausstattung und dem Selbstverständnis der Blätter, aber auch mit der Tatsache, dass bekannten Akteuren häufiger Material zugespielt wird. Auch bei anderen Akteuren trifft man bei einer historischen Analyse im Längsschnitt häufiger auf ähnliche Namen, ob nun bei den angeklagten Politikern, Anwälten oder internen Vermittlern.

Skandale werden oft als Herausforderung der Politiker durch die Medien gesehen, also als eine Art Machtkampf zwischen zwei getrennten Systemen. Tatsächlich zeichnet sich im historischen Längsschnitt ab, dass die Grenzen zwischen Medien und Politik meist fluidere waren und sind. Dies gilt gerade für Länder wie Frankreich und Deutschland, wo der Journalismus überwiegend parteinah war (Requate 1995). Im ausgehenden 19. Jahrhundert wurden die Skandale deshalb vielfach von Journalisten angestoßen, die in enger Interaktion mit einzelnen Politikern und Parteien agierten. Mitunter kam es zu konzentrierten Enthüllungen in Parlament und Presse. Politiker im Reichstag oder im Unterhaus versorgten dabei die Presse mit Artikeln oder Material.

Auch heute, im Zeitalter von hochgradig professionalisierten Journalisten und Politikern, die stärker in getrennten Systemen sozialisiert sind, ist bei Skandalen

Viele Skandale, die scheinbar unabhängig von Medien gestartet werden, beruhen auf zugespielten Quellen von gegnerischen Parteien.

(zahlreiche Beispiele in: Bösch 2009). Vorwürfe in gedruckter Form scheinen sie dadurch wesentlich nachhaltiger zu treffen und sind besser überprüfbar. Überdies steht den Printmedien wesentlich mehr Platz zur Verfügung als den zumeist kurzen Nachrichtenbeiträgen. Der Internet-Journalismus kann dagegen bislang nicht mit den Printmedien konkurrieren, weil ihm die finanziellen Ressourcen für eine personalaufwendige Recherche fehlt sowie die nötige Reputation und auch die Fähigkeit, ein Millionenpublikum zeitgleich auf einen Nachrichtenbeitrag zu fokussieren.

Es fällt zudem auf, wie begrenzt die Zahl der Journalisten ist, die Skandale anstoßen. Bereits im späten 19. Jahrhundert trifft man auf wenige Journalisten, die einen

von engen Verbindungen auszugehen. Viele Skandale, die scheinbar unabhängig von Medien gestartet werden, beruhen auf zugespielten Quellen von gegnerischen Parteien. Umgekehrt dienen auch Journalisten als Informanten für die Politik. Die berühmten vertraulichen Hintergrundgespräche, wie sie gerade in der Bundesrepublik Deutschland etabliert sind, sind insofern als ein Informationssystem in beide Richtungen zu verstehen, da auch Politiker dabei ›Tipps‹ erhalten.

Welche Folgen Skandale haben, entscheiden dabei nicht allein die Vorwürfe und die vorherrschenden Normen, sondern auch das jeweilige Verhalten der Beteiligten. Auffällig ist in internationaler und historischer Perspektive, dass Skandale mit schweren personellen Folgen



(wie Rücktritten) vor allem durch »sekundäre Skandale« erfolgen. Weniger der Normverstoß als die öffentliche Lüge über den Vorwurf wurde immer wieder zum eigentlichen Skandalon, das dann die Anschuldigungen selbst geradezu überdeckte. Insofern kristallisiert sich durch die Skandale heraus, dass Aufrichtigkeit und Vertrauen zu einer zentralen Anforderung an Politiker wurden (Thompson 2000, S. 245 f.). Zugleich gilt aber das hier entfaltete Argument: Nicht ein zunehmendes Fehlverhalten von Eliten erhöhte seit dem späten 19. Jahrhundert die Zahl der Skandale, sondern die Verschärfung von Normen in einer sich wandelnden Medienöffentlichkeit.

* Der Beitrag ist eine stark gekürzte und überarbeitete Fassung des Textes »Kampf um Normen. Skandale in historischer Perspektive«, in: K. Bulkow und C. Petersen (Hg.): *Skandale*. Wiesbaden 2011, S. 29–48.

- 1 Beispiele seit der Antike finden sich in Boltanski u. a. (2007).
- 2 Vgl. für das kommerzielle Fernsehen der 1990er Jahre Pundt (2008, S. 349).

Literatur

- H. H. von Arnim (Hg.): *Korruption: Netzwerke in Politik, Ämtern und Wirtschaft*. München 2003
- A. und J. Assmann (Hg.): *Schleier und Schwelle*, Bd. 1: *Geheimnis und Öffentlichkeit*. München 1997
- F. Bajohr: »Der folgenlose Skandal. Korruptionsaffären im Nationalsozialismus«, in: M. Sabrow (Hg.): *Skandal und Diktatur. Formen öffentlicher Empörung im NS-Staat und in der DDR*. Göttingen 2004, S. 59–77
- A. Bartsch, J. Eder und K. Fahlenbrach (Hg.): *Audiovisuelle Emotionen. Emotionsdarstellung und Emotionsvermittlung durch audiovisuelle Medien*. Köln 2007
- J. Bergmann und B. Pörksen: *Skandal! Die Macht öffentlicher Empörung*. Köln 2009
- L. Boltanski u. a.: *Affaires, Scandales, Grande Causes. De Socrate à Pinochet*. Paris 2007
- F. Bösch: »Öffentliche Geheimnisse. Die verzögerte Renaissance des Medienskandals zwischen Staatsgründung und Ära Brandt«, in: B. Weisbrod (Hg.): *Die Politik der Öffentlichkeit – die Öffentlichkeit der Politik. Politische Medialisierung in der Geschichte der Bundesrepublik*. Göttingen 2003, S. 225–250
- F. Bösch: »Zeitungen im Alltagsgespräch. Mediennutzung, Medienwirkung und Kommunikation im Kaiserreich«, in: *Publizistik* 49 (2004), S. 319–336
- F. Bösch und M. Borutta (Hg.): *Die Massen bewegen. Medien und Emotionen seit dem 19. Jahrhundert*. Frankfurt am Main 2006
- F. Bösch: *Öffentliche Geheimnisse. Skandale, Politik und Medien in Deutschland und Großbritannien 1880–1914*. München 2009
- St. Burkhardt: *Medienskandale. Zur moralischen Sprengkraft öffentlicher Diskurse*. Köln 2006
- M. Brüttsch u. a. (Hg.): *Kinogefühle. Emotionalität und Film*. Marburg 2009
- F. Esser und U. Hartung: »Nazis, Pollution, and No Sex. Political Scandals as a Reflection of Political Culture in Germany«, in: *American Behavioral Scientist* 47 (2004), S. 1040–1071
- M. Foucault: *Sexualität und Wahrheit*. Frankfurt am Main 1983
- Chr. von Hodenberg: *Konsens und Krise. Eine Geschichte der westdeutschen Medienöffentlichkeit*. Göttingen 2006
- L. Hölscher: *Öffentlichkeit und Geheimnis. Eine begriffsgeschichtliche Untersuchung zur Entstehung der Öffentlichkeit in der frühen Neuzeit*. Stuttgart 1979
- K. O. Hondrich: *Enttüllung und Entrüstung. Eine Phänomenologie des politischen Skandals*. Frankfurt am Main 2002

- K. Imhof: »Öffentlichkeit und Skandal«, in: K. Neumann-Braun und St. Müller-Doohm (Hg.): *Medien- und Kommunikationssoziologie: Eine Einführung in zentrale Begriffe und Theorien*. Weinheim 2000, S. 55–68
- A. King: »Sex, Money and Power«, in: R. Hodder-Williams und J. Ceaser (Hg.): *Politics in Britain and the United States. Comparative Perspectives*. Durham 1986, S. 173–202
- H. M. Kepplinger: *Die Kunst der Skandalisierung und die Illusion der Wahrheit*. München 2001
- R. Koselleck: *Historische Semantik und Begriffsgeschichte*. Stuttgart 1978
- A. Landwehr: »Diskurs – Macht – Wissen. Perspektiven einer Kulturgeschichte des Politischen«, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 85 (2003), S. 71–117
- M. Meyen und C. Riesmeyer: *Diktatur des Publikums. Journalisten in Deutschland*. Konstanz 2009
- Ph. Müller: *Auf der Suche nach dem Täter. Die öffentliche Dramatisierung von Verbrechen im Berlin des Kaiserreichs*. Frankfurt am Main 2005
- S. zur Nieden und S. Reichardt: »Skandale als Instrument des Machtkampfes in der NS-Führung. Zur Funktionalisierung der Homosexualität von Ernst Röhm«, in: M. Sabrow (Hg.): *Skandal und Diktatur*, a. a. O., S. 33–58
- Chr. Pundt: *Medien und Diskurs. Zur Skandalisierung von Privatheit in der Geschichte des Fernsehens*. Bielefeld 2008
- J. Requate: *Journalismus als Beruf. Entstehung und Entwicklung des Journalistenberufs im 19. Jahrhundert. Deutschland im internationalen Vergleich*. Göttingen 1985
- J. Requate: »Öffentlichkeit und Medien als Gegenstände historischer Analysen«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 25 (1999), S. 5–32
- M. Sabrow: »Politischer Skandal in der Moderne«, in: ders. (Hg.): *Skandal und Diktatur*, a. a. O., S. 7–33
- R. B. Sheridan: *The School for Scandal. A Comedy*. London 1948 (1777)
- J. B. Thompson: *Political Scandal. Power and Visibility in the Media Age*. Cambridge 2000



Dino Trescher

Symbolische Kämpfe um soziale Macht

Zur Rason von Medienskandalen

Skandale erregen öffentliche Aufmerksamkeit, wie etwa seit einiger Zeit die Plagiatskandale in der Wissenschaft. Doch wie konstituieren sie sich? Der Dreischritt zum Skandal erfolgt nach vereinfachtem sozialwissenschaftlichem Modell, indem auf einen Normbruch eines Akteurs dessen Aufdeckung erfolgt und eine breite öffentliche Empörung darüber einsetzt.¹ »Keine Reaktionen, kein Skandal«, fasst der Soziologe John Thompson ein zentrales Element seiner Sozialtheorie des Skandals zusammen. In seiner Analyse politischer Skandale in den USA betont Thompson, dass in einer Welt, die durch Medien transformiert ist, Skandale neue Formen der Sichtbarkeit bedeuten: Das Wesen von Skandalen liegt ihm zufolge im Kampf um symbolisches Kapital, in dem vor allem Reputation und Vertrauen auf dem Spiel stehen.² Was also macht Skandale zu Medienskandalen?

Einen entscheidenden Wandel im Skandalgeschehen haben moderne Gesellschaften mit der Entwicklung und dem damit verbundenen Anstieg medial vermittelter Kommunikation erfahren – ein Phänomen, das Thompson den »mediatisierten Skandal« nennt. Dieser ist nicht einfach nur ein Skandal, der von den Massenmedien aufgegriffen wird und unabhängig von diesen existiert. Vielmehr entwickelt sich ein Skandal erst durch massenmediale Kommunikation. Entscheidend sei, dass Skandale zunehmend an die medialen Formen der Kommunikation gekoppelt sind.³ Diese Kopplung des Skandalgeschehens an Massenmedien konstituiert Medienskandale als »eigene Kategorie der Kommunikationspraxis«, die als »professionell produzierte Aussagenkomplexe des Mediensystems« das »Potenzial von publizistischen Brandsätzen«⁴ entfalten können. Funktional betrachtet, betreibt Journalismus dabei eine Art Suche nach »blinden Flecken«, nach »Konfliktstellen im sozialen System« und leistet so einen wesentlichen Beitrag zur Bestimmung von sozial akzeptablen und sozial inakzeptablen Verhaltensmustern.⁵ In modernen Gesellschaften dienen Massenmedien

oft als »funktionale Stellvertreter der Öffentlichkeit«, folgern Frank Esser und Uwe Hartung in ihrer Untersuchung von politischen Skandalen in der Bundesrepublik.⁶ Diese Perspektive ist auch für Burkhardts Theorie der Medienskandale zentral: Journalisten produzieren Medienskandale in erster Linie für die Gesellschaft. Skandale sind demnach nicht das Thema der journalistischen Berichterstattung, sondern vielmehr ihr Produkt.⁷ Medien produzieren Skandale, indem sie Ereignissen oder Entwicklungen eine spezifische Erzählform, ein sogenanntes narratives Framing geben, das als Skandal etikettiert wird.⁸ Dabei vermittelt der Nachrichtenjournalismus der Gesellschaft die politischen Dimensionen der vermeintlichen Normverletzungen und konstruiert damit »tendenziell die eigentliche Sprengkraft von Skandalen in der Mediengesellschaft«. Dessen Wirkung wird im Zusammenspiel mit dem Boulevardjournalismus verstärkt, indem aus dem Privatleben der Skandalisierten berichtet und die moralische Beurteilung des Sachverhalts betont wird. Die Analyse medialer Skandalisierung gibt deshalb Auskunft darüber, wie in modernen Gesellschaften »komplexe Deutungskämpfe um soziales und symbolisches Kapital« ausgetragen werden. Medienskandale erfüllen damit die Funktion »symbolischer Bürgerkriege, in denen feindliche Diskurskoalitionen um soziale Macht kämpfen«.⁹ Vor diesem medienkonstruktivistischen Theorierahmen produziert Journalismus vereinfachte episodische Erzählungen und stellt Bezug her zum politischen Geschehen. Denn große Medienskandale zeichnen sich durch eine starke Repräsentation politischer Akteure in der Berichterstattung aus – im Unterschied zu Skandalen geringerer Reichweite. Durch diese Politisierung wird »im Medienskandal an einem Fallbeispiel der politische Kosmos einer Gesellschaft« diskutiert.¹⁰

Den Kosmos der Skandale in Deutschland hat neben vielen anderen auch Hans Mathias Kepplinger untersucht. Empirisch betrachtet, ist die entscheidende Vor-



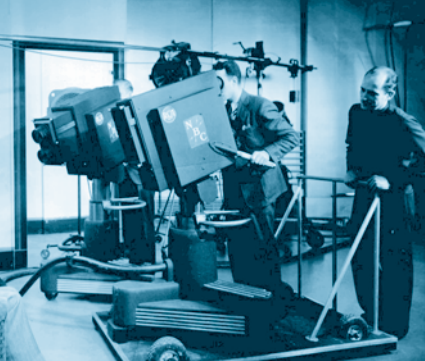
aussetzung für die Skandalisierung eines Missstands eine relativ kontinuierliche Berichterstattung mit anklagendem Tonfall.¹¹ Ein zentrales Fazit von Keppingers Forschung: Während die Frequenz der Skandale zunimmt, werden die Missstände weniger. Vor allem hat sich von den fünfziger und sechziger Jahren bis heute das Verhältnis von Misere und Skandalen grundlegend umgekehrt. Während es laut Keppinger früher große Missstände und allenfalls kleine Skandale gab, gibt es heute mehr Skandale, auch bei kleinen Normverstößen.¹² Die Skandalisierung am mittelalterlichen Pranger und jene am modernen Medienpranger teilen eine Gemeinsamkeit: Es geht nicht um Aufklärung, sondern um einen »Kampf um Deutungshoheit« – um die Frage, »wer die gesellschaftlich relevante[n] Wahrheiten wie feststellt, wer auf welche Weise ermittelt, was wir als Realität akzeptieren«¹³.

Doch welche Normverletzungen werden zum Medienskandal und welche nicht? Die öffentlichen Reaktionen externer Akteure spielen bei dieser zentralen Frage im Skandalgeschehen die entscheidende Rolle, betont der Politikwissenschaftler Robert Entman von der George-Washington-Universität in Washington, D. C. Im Rahmen seiner Untersuchung der Medienreaktionen bei Verfehlungen von US-Präsidenten und Präsidentschaftskandidaten kommt er zu dem Schluss, dass im Allgemeinen die Größenordnung eines Skandals mehr von den manipulativen Fähigkeiten der Skandalisierer und ihrer Gegenspieler bestimmt wird als von stichhaltigen Urteilen über die Fakten des Vergehens und ihre gesellschaftlichen Auswirkungen. Verglichen mit der großen Aufmerksamkeit, welche die Finanzinvestitionen von Bill und Hillary Clinton im Whitewater-Skandal erregten, schenken die Medien relativ wenig Beachtung dem Verkauf von Aktienanteilen am Erdöl- und Gasproduzenten Harken Energy durch George W. Bush kurz vor einem erheblichen Kursverlust – was den Vorwurf des Insider-Geschäfts begründete. Auch im Präsidentschaftswahlkampf 2004 zwischen George W. Bush und John Kerry hat das Verhalten beider Kandidaten im Vietnamkrieg unterschiedliche Medienresonanz erfahren: Während der mehrfach ausgezeichnete Vietnamveteran Kerry sich wiederholt zu Fragen nach Defiziten in seiner Dienstzeit verteidigen musste, unterblieben hartnäckige Fragen an Bush. Dessen Dienstzeit in Texas wies Lücken auf, er verlor seine Fluglizenz und wurde dennoch ehrenvoll aus dem Militärdienst entlassen. Entman sieht Journalisten als »Wachhunde« in der Pflicht, den Alarm entsprechend

der Gefahr auszurichten, die Berichterstattung gleichsam zu »kalibrieren«, um so die Gleichbehandlung in der Berichterstattung zwischen den Fahnenträgern beider Parteien sicherzustellen.¹⁴

Einen grundlegenden Wandel im Skandalschema konstatiert Bernhard Pörksen im Internetzeitalter im Web 2.0. In einem Vortrag im Rahmen der »re:publica« in Berlin im Mai 2012 skizzierte er folgende Veränderungen: Einzelne Internet-Rechercheure treten als neue Enthüller auf – durch neue Werkzeuge wie Smartphones, Blogs und Wikis ist im Internetzeitalter nahezu jeder im Besitz von »Allzweckwaffen der Skandalisierung«. Dies begünstigt Skandalthemen, die weniger vom »massenmedialen Diktat der Relevanz« als vom »universalen Diktat der Interessantheit« geprägt sind. Und weil niemand mehr weiß, was andere im nächsten Moment im Internet tun, entstehen durch permanente Präsenz der digitalen Inhalte neue Formen der Ungewissheit und des Steuerungsverlustes.¹⁵ »Nichts versendet sich mehr und das Publikum ist die neue Macht«, folgert Pörksen. Denn die klassische Reihenfolge im Prozess der Skandalisierung – auf Normverletzung folgt Enthüllung und dann die Entscheidung von Journalisten zu berichten – lässt sich im digitalen Zeitalter umdrehen. Das Publikum selbst, so Pörksen, kann etwa in Blog-Einträgen ein Empörungsangebot lancieren. Beispielhaft sei hier das folgenreiche Interview des ehemaligen Bundespräsidenten Horst Köhler mit einem Journalisten im Flugzeug genannt, das sich massenmedial längst »versendet« hatte, also unbeachtet blieb, dann aber nach Hinweis eines Tübinger Studenten von den Massenmedien erneut aufgegriffen und »mit neuer Wucht« versorgt wurde.

Was folgt aus der medialen Mischung aus Medien- und Publikumsreaktionen? Es scheint, als hätten die neuen Formen der Sichtbarkeit tatsächlich eine andere Dynamik im Deutungskampf um sozial verantwortbares und unverantwortbares Verhalten entwickelt. Dies veranschaulichen neben den Medienskandalen um die beiden ehemaligen Bundespräsidenten Köhler und Wulff insbesondere die Plagiatsfälle von Karl-Theodor zu Guttenberg und jüngst der Entzug des Dokortitels von Annette Schavan. Der Rücktritt von Schavan als Bundesforschungsministerin zeigt, wie in Fällen von Plagiatswürfen komplexe Deutungskämpfe um soziales Kapital in Form von wissenschaftlicher Reputation geführt werden und Macht aktualisiert wird. Im Fall Schavan hat das soziale System Wissenschaft – kraft Deutungshoheit des



Fakultätsrats der Universität Düsseldorf – die Plagiatsvorwürfe im Steuerungscode ›wahr/unwahr‹ für wahr entschieden. Im System Politik wiegt dieser Verlust von sozialem Kapital so schwer, dass im Steuerungscode von ›Macht/keine Macht‹ der Rücktritt folgte. Nicht zufällig gerät im Scheinwerferlicht der Debatte die Verantwortung von Wissenschaftlern und Wissenschaftsorganisationen für ihr eigenes Handeln in den Fokus. Diese Verantwortung, die im Kern wissenschaftliche Redlichkeit bedeutet, erfordert insbesondere bei Zitaten, »eigene und fremde Vorarbeiten vollständig und korrekt nachzuweisen«¹⁶. Der Fall Schavan kann damit als ein jüngstes Beispiel für die Folgen neuer Formen von Sichtbarkeit wissenschaftlicher Normverstöße gewertet werden.

Darüber hinaus verweist der Fall auf Folgeprobleme der digitalen Revolution: Die mediale Dauerbeobachtung und die Geschwindigkeit des Informationsaustauschs führen zu einer zunehmenden Sichtbarkeit von potenziellen Normverletzungen und zu einem Druck auf Akteure, ihr Verhalten zu rechtfertigen. Die öffentliche Erklärung wird wiederum zum Ereignis für die Berichterstattung, die ›digitale Drifts‹ nach sich ziehen kann – in der Logik von sich positiv wie negativ selbst verstärkenden Rückkopplungen in medial vermittelten Öffentlichkeiten. In diesen wird Aufmerksamkeit von Massenmedienunternehmen zunehmend ökonomisiert. Im Sinne Thompsons entspricht dies der hochfrequenten Ab- und Aufwertung von sozialem Kapital – ein Prozess, der nicht zufällig Analogien zu den auf Höchstgeschwindigkeit hin ausgerichteten Handelssystemen der Wertpapierbörsen aufweist.

- 1 F. Bösch: »Kampf um Normen: Skandale in historischer Perspektive«, in: K. Bulkow und C. Petersen (Hg.): *Skandale*. Wiesbaden 2011, S. 29–48 (vgl. den Beitrag im vorliegenden Heft)
- 2 J. B. Thompson: *Political Scandal: Power and Visibility in the Media Age*. Cambridge 2000, S. 245 f.
- 3 Ebd., S. 31 f.
- 4 S. Burkhardt: *Der Medienskandal. Zur moralischen Sprengkraft öffentlicher Diskurse*. Köln 2006, S. 405
- 5 Ebd., S. 388 ff.
- 6 F. Esser und U. Hartung: »Nazis, Pollution, and no Sex: Political Scandals as a Reflection of Political Culture in Germany«, in: *American Behavioral Scientist* 47/8 (2004), S. 1048
- 7 S. Burkhardt: »Skandal, medialisierter Skandal, Medienskandal: Eine Typologie öffentlicher Empörung«, in: K. Bulkow und C. Petersen (Hg.): *Skandale*, a. a. O., S. 161
- 8 Ebd., S. 132
- 9 S. Burkhardt: *Der Medienskandal*, a. a. O., S. 367 und 381 ff.
- 10 Ebd., S. 400 f.
- 11 H. M. Kepplinger: »Ist die funktionalistische Skandaltheorie empirisch haltbar?«, in: ders.: *Publizistische Konflikte und Skandale*. Wiesbaden 2009, S. 197 f.
- 12 H. M. Kepplinger: »Bis zum Platzen«. Veröffentlicht am 16. Juni 2012, in: *Der Tagesspiegel*, S. 6.
- 13 H. M. Kepplinger: »Ist die funktionalistische Skandaltheorie empirisch haltbar?«, a. a. O., S. 145 ff.
- 14 R. M. Entman: *Scandal and Silence: Media Responses to Presidential Misconduct*. Cambridge 2012, S. 204 f.
- 15 B. Pörksen: »Der entfesselte Skandal«, Vortrag auf der Bloggerkonferenz re:publica 2012, vgl. Youtube Video vom 22. 5. 2012, Berlin, www.youtube.com/watch?v=1_ti46R9TRQ (letzter Zugriff am 2. 5. 2013)
- 16 Deutsche Forschungsgemeinschaft (Hg.): *Vorschläge zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis: Empfehlungen der Kommission »Selbstkontrolle in der Wissenschaft«*. Denkschrift. Weinheim 1998

Manfred Mai

Wissenschaft in der Mediengesellschaft

Das Verhältnis von Wissenschaft und Medien ist traditionell durch gegenseitige Ignoranz geprägt. Wissenschaftler, die in den Medien zu sehr präsent sind, sind in der Scientific Community nicht besonders angesehen. Ein ›Fernsehprofessor‹ bezahlt seine Popularität nicht selten mit einem Reputationsverlust bei den Fachkollegen. Gut geschriebene Monografien, die sich an ein interessiertes Publikum außerhalb der eigenen Wissenschaftsgemeinde wenden, haben in Publikationslisten keinen Stellenwert.

Auch vonseiten der Medien hält sich das Interesse an der Wissenschaft in Grenzen, wenn man von spektakulären Fällen absieht, bei denen auch Wissenschaftler zu Wort kommen, die zwar medientauglich, aber in der Scientific Community oft Außenseiter sind. Stellungnahmen von wissenschaftlichen Vereinigungen oder Akademien zu aktuellen Themen findet man eher selten in den Massenmedien. Aber gerade diese Stellungnahmen sind häufig sehr fundiert und ausgewogen.

Der Hauptgrund für das schwierige Verhältnis zwischen Wissenschaftlern und Journalisten liegt in ihren jeweils unterschiedlichen Denk- und Arbeitsweisen. Wissenschaftler sind eher introvertiert und langfristig auf die Lösung eines Problems fokussiert – Journalisten dagegen eher extrovertiert und an mehreren kurzfristigen Fragen orientiert. Wissenschaftler beklagen zudem die Verkürzung ihrer Ausführungen durch die Medien, während Journalisten darüber klagen, dass Wissenschaftler ihren Jargon pflegen und ihr Fachgebiet für den Nabel der Welt halten.

Was nicht in den Medien ist, wird von der medialisierten Gesellschaft kaum wahrgenommen. Daher braucht die Wissenschaft eher die Medien als umgekehrt. Den Medien gehen auch ohne Wissenschaft die Themen nicht aus. Der Wettbewerb um die zentrale Ressource in der Mediengesellschaft – Aufmerksamkeit – erzwingt von al-

len Wettbewerbern um Aufmerksamkeit ein medienkompatibles Verhalten. Wer sich nicht auf die Logik der Medien einlässt, wird von der breiten Öffentlichkeit nicht mehr wahrgenommen. Wenn die Wissenschaft von der Politik mehr Unterstützung fordert, muss sie sich auch auf die mediale Logik einlassen und dafür um Akzeptanz werben. Schließlich sind es Parlamente und Regierungen, die über die Verteilung öffentlicher Mittel entscheiden.

Die Wissenschaft und die Medien sind nur unzureichend charakterisiert, wenn man sie auf ihre jeweiligen Rationalitäten – Erkenntnissuche hier, Herstellung von Öffentlichkeit dort – reduziert. Innerhalb dieser allgemeinen Orientierung haben sich verschiedene Institutionen herausgebildet, die jeweils unterschiedliche Interessen vertreten. So konkurrieren etwa innerhalb der Wissenschaft Forschergruppen oder einzelne Institute um Drittmittel; Vereinigungen wie die Deutsche Forschungsgemeinschaft, die Max-Planck-Gesellschaft oder die Fraunhofer-Gesellschaft konkurrieren um Einfluss auf die Forschungspolitik und letztlich um Ressourcen. Diese Institutionen – weder der einzelne Wissenschaftler noch ›die Wissenschaft‹ – sind die eigentlichen Adressaten der Frage nach der Legitimität und der Erwartungen vonseiten der Medien. Das Interesse der Medien an der Wissenschaft ist jedoch nicht besonders ausgeprägt.

Wissenschaft und mediale Öffentlichkeit

Wissenschaft ist für die Medien nur insoweit interessant, als es Spektakuläres zu berichten gibt und eine hohe Reichweite erwartet wird. Sendeplätze und -zeiten müssen in den Redaktionen gegenüber anderen Themen gerechtfertigt werden. Die Programmplanung folgt dabei dem vermuteten Zuschauerinteresse. Wissenschaftsma-



gazine sind derzeit sehr populär, und fast alle TV-Sender haben sie etwa neben Kochsendungen oder Lifestylemagazinen in ihren Programmen.

Wissenschaftspolitik ist für Medien und Öffentlichkeit noch weniger interessant als die Wissenschaft selbst, die sich immerhin noch popularisieren lässt. Die Abstimmung forschungspolitischer Ziele, die Festlegung von Budgets und Programmen ist weder für die Öffentlichkeit noch für die Medien besonders aufregend. Auch die politische Öffentlichkeit im engeren Sinn sieht in der Wissenschaftspolitik eher ein Thema für Spezialisten. Für die Parteien fallen wissenschaftspolitische Fragen gegenüber anderen Themen kaum ins Gewicht. Keine Wahl geht verloren, weil die Regierung zum Beispiel einer Empfehlung des Wissenschaftsrats gefolgt oder nicht gefolgt ist.

Diese Beschränkung der Wissenschaftspolitik auf die unmittelbar betroffene Klientel ist aber auch eine Chance für sachgerechte Entscheidungen, die in Politikfeldern, die unter medialer Dauerbeobachtung stehen, nicht möglich sind und daher eine symbolische Politik begünstigen. So sind etwa in der Sozial- und Arbeitsmarktpolitik schon geringfügigste Änderungen politisierbar, während selbst einschneidende Änderungen im Hochschulrecht und Ähnliches außerhalb der Gruppe der unmittelbar Betroffenen kaum wahrgenommen werden.

Seit einigen Jahren berichten die Medien verstärkt über einen Mangel an Naturwissenschaftlern und Ingenieuren. Mit der Verknüpfung der Wissenschaft mit Wachstum erhalten so vor allem die Natur- und Ingenieurwissenschaften einen Popularitätsschub. Damit folgt die Politik einem Muster, das sich seit Mitte der 1960er Jahre wiederholt. Seinerzeit hatte Georg Picht aufgrund der im europäischen Vergleich niedrigen Abiturientenzahlen für die Bundesrepublik Deutschland eine Bildungskatastrophe diagnostiziert.

Damals ging es vorrangig um fehlende Ingenieure und Lehrer, da der Vorsprung des damaligen ›Ostblocks‹ gegenüber dem Westen auch eine strategische Bedeutung hatte (»Sputnik-Schock«). Ende der 1960er Jahre wurde auf die gestiegene Bedeutung der neuen Informationstechnik mit der Forderung nach mehr Ingenieuren reagiert. Programmatisch dafür war das sehr populäre Buch des Karlsruher Informatikers Karl Steinbuch *Falsch programmiert*. Steinbuch forderte eine Kurswende in der Bildungspolitik zugunsten der Technik. Heute sind es die

gestiegene Bedeutung der Lebenswissenschaften, der Nanotechnik sowie etwa der Informations- und Kommunikationstechnik, auf die es zu reagieren gilt. Dennoch bleibt darüber ein vergleichbar breites mediales Echo aus, wie es zum Beispiel Georg Picht, Ralf Dahrendorf oder Karl Steinbuch mit ihren Thesen Ende der 1960er Jahre auslösten.

Jedes Politikfeld steht mit anderen in einem Wettbewerb um Ressourcen. Spätestens bei den Haushaltsberatungen müssen die Ausgaben für die Wissenschaft begründet werden. Das gelingt der ohnehin nicht besonders starken Wissenschaftslobby nur, wenn der Beitrag der Wissenschaft für andere Ziele – Wachstum, Arbeitsmarkt, Klimawandel, Energiewende – dargestellt werden kann. Angewandter Forschung gelingt dies leichter als der Grundlagenforschung. Die Funktionalisierung der Wissenschaft für angewandte Ziele widerspricht eigentlich dem wissenschaftlichen Ethos, der die Zweckfreiheit betont. Die Konsequenz: Eine an sich zweckfreie Forschung muss andere Zwecke konstruieren, die der Politik und der Öffentlichkeit offenbar besser dienen als die Suche nach Erkenntnis um ihrer selbst willen.¹

Die ›zweckfreie Forschung‹ ist zum Teil in Akademien ausgelagert worden. Hier besteht noch die Möglichkeit von Langzeitprojekten wie die Edition älterer Texte. Aber innerhalb der Universitäten ist der Legitimationsdruck auf die ›reine‹ Wissenschaft größer geworden. Durch den Wettbewerb der Hochschulen müssen diese ein Fächer- und Forschungsprofil erarbeiten, wenn sie bei der Einwerbung von Drittmitteln erfolgreich sein wollen.

Die Wissenschaftspolitik hat unter anderem durch das Instrument der Ziel- und Leistungsvereinbarungen deutlich gemacht, dass nur leistungsfähige und flexible Hochschulen belohnt werden. Aber der Paradigmenwechsel in der Hochschulpolitik zu mehr Wettbewerb ist nicht unumstritten: Er erfolgte vor dem Hintergrund zahlreicher Studien über das deutsche Hochschulsystem. Es galt als verkrustet, ineffizient und international nicht wettbewerbsfähig. Aber neben dem Minimalkonsens, dass es so wie bisher nicht weitergehen konnte, gab es in den Parteien und bei vielen Wissenschaftlern unterschiedliche Vorstellungen darüber, welche Konsequenzen daraus zu ziehen sind und was genau zu geschehen habe.

Von allen diesen wissenschaftspolitischen Entscheidungen nimmt die breite Öffentlichkeit kaum Notiz, weil die



Medien die Bedeutung dieser Entscheidungen als nicht relevant genug einschätzen und deshalb nicht vermitteln. Eine Ausnahme von diesem medialen Wahrnehmungsmuster ist der Ingenieurmangel, über den die deutsche Wirtschaft seit einigen Jahren klagt. So wurde auch einer breiteren Öffentlichkeit bewusst, dass Wissenschaft am Beginn einer Wertschöpfungskette steht, die mit Wachstum und Arbeitsplätzen endet.

Skandale

Eine unfreiwillige Resonanz erfuhr die Wissenschaft durch Plagiatsaffären prominenter Politiker. 2011 haben die Wissenschaftsorganisationen dazu in Berlin ein Symposium »Gute wissenschaftliche Praxis« veranstaltet.² Im Umgang mit Skandalen ist die Wissenschaft weitaus weniger geübt als andere Bereiche. Nicht immer schaden Skandale dem Verursacher. Während Fälschungen in der Wissenschaft oder Doping im Sport das Karriere-Ende bedeuten, kann es in der Politik trotz des Skandals nach einigen Jahren ein Comeback geben. Im Bereich Kunst, Kultur und Unterhaltung sind Skandale häufig sogar förderlich. Die weltweit erfolgreichsten Stars wie die Rolling Stones sind ebenso wenig ohne Skandale denkbar wie Madonna oder Michael Jackson. Im Unterschied zu Plagiaten werden diesen Popikonen zum Teil gravierende Verfehlungen (Drogenbesitz, Kindesmissbrauch) vorgeworfen, die sie noch nicht einmal bestreiten, sondern zur Profilierung nutzen: »Mick Jagger war für Sex und ich [Keith Richards – M. M.] für Drugs und Rock 'n' Roll zuständig.«³

Man stelle sich eine selbst abgeschwächte Aussage eines Wissenschaftlers in dieser Richtung vor, der über Vergleichbares aus seinem Institut berichtet. Es würde ihm selbst dann nicht von den Kollegen verziehen, wenn er auf seinem Gebiet exzellent ist. Dabei gibt es zahllose Beispiele für Wissenschaftler, die im Konkurrenzkampf unterlegen sind, bei Nobelpreisen nicht berücksichtigt wurden oder sich einfach gedemütigt fühlten. Aber es wird selten eine Grenze überschritten, welche die breite Öffentlichkeit erreicht. Das Verhältnis Otto Hahns zu Lise Meitner etwa, die sich von ihm nicht anerkannt sah, ist nur innerhalb der Physik und Wissenschaftsgeschichte ein Thema, in der breiten Öffentlichkeit interessiert das niemanden.

Skandale in der Wissenschaft erreichen weitaus weniger die Öffentlichkeit als Skandale in Politik, Kunst, Sport und Unterhaltung. Auch die Plagiatsaffären blieben letztlich nur begrenzt interessant. Eigentlich müsste die Wissenschaft darüber froh sein. Aber es bleibt der Verdacht, dass Wissenschaft zu nebensächlich ist und ihre Akteure zu unbedeutend, als dass die Medien das für wirklich wichtig hielten. »Fehlritte« wie die des ehemaligen Chefs des Internationalen Währungsfonds, Strauss-Kahn, oder des Oscar-Preisträgers Roman Polanski beschäftigen dagegen monatelang die Öffentlichkeit und Staatsanwälte, wobei der berühmte Regisseur daran keinen Schaden genommen hat, nachdem sich viele Prominente und sogar sein damals dreizehnjähriges Opfer für eine Begnadigung ausgesprochen haben.

Die Ungleichgewichtigkeit bei der öffentlichen Wahrnehmung von Skandalen sagt auch etwas über den Stellenwert der verschiedenen Bereiche der Gesellschaft sowie über ihre spezifische Ethik aus. Das erklärt, warum Skandale in der Wissenschaft immer nur eine begrenzte Resonanz in den Medien finden. Es gibt Fernsehsendungen und Zeitschriften, die ausschließlich von Berichten über »Skandalchen« (wer betrügt wen mit wem?) leben. Politiker, Spitzensportler und Stars stehen unter Dauerbeobachtung durch Paparazzi. Es ist kein Schaden für die Wissenschaft, dass der Direktor eines Forschungsinstituts auf der Straße allenfalls von Kollegen und Studenten erkannt wird und Nobelpreisträger wie Peter Grünberg in einem Reihenhaus wohnen.

Mediale Öffentlichkeit um jeden Preis ist keine Option für Wissenschaftler, weil sie nicht kontrollierbar ist und jedem, der sich ihr ausliefert, ihre Gesetze aufzwingt: Personalisierung, Emotionalisierung, Verkürzung und konfliktbetonte Zuspitzung. Sosehr diese Logik zum Beispiel Popstars und Politikern nützt, so sehr schadet sie Wissenschaftlern. Aber das darf die organisierte Wissenschaft, die Hochschulen, Akademien und Wissenschaftsorganisationen nicht daran hindern, eine angemessene Öffentlichkeitsstrategie zu entwickeln. Wissenschaft wird immer für diejenigen attraktiv sein, denen die Resonanz der Scientific Community mehr bedeutet als ein Platz in einer Talkshow, zu der sie bevorzugt eingeladen werden, wenn sie Katastrophen ankündigen und zudem einigermaßen medientauglich sind. Dazu gehört auch, das Niveau der anderen Talkgäste zu ertragen. Der Wis-



senschaftsredakteur des ZDF, Joachim Bublath, hatte zum Beispiel in einer Talkshow genug von diesen Zumutungen und verließ noch während der Sendung die Runde, nachdem die Popikone Nina Hagen und andere »Ufologen« sich über das Thema »Ufos, Engel, Außerirdische« äußerten.⁴ In einem solchen »Kuriositätenkabinett« – so Bublath – kann ein seriöser Wissenschaftler nur verlieren. Aber genau solch ein Kuriositätenkabinett wollen mehr Menschen sehen als den Beweis, dass Ufos Unsinn sind.

Resümee

›Wissenschaft‹ ist derzeit auf fast allen Kanälen im Fernsehen präsent. Das Angebot reicht von Dokumentationen bis zu Kinder- und Abenteuersendungen. Wissenschaftspolitische Fragen werden dagegen kaum in den Massenmedien angesprochen und bleiben auf Fachzeitschriften beschränkt. Das Bild der Wissenschaften im Fernsehen ist auf Spektakuläres, Visualisierbares und teilweise Absseitiges fixiert. Das entspricht der medialen Logik. Auch die Vertreter aus der Politik und der Wirtschaft klagen über die verkürzte Darstellung ihrer Inhalte in den Medien. Lediglich die Politik greift gelegentlich in das Mediensystem ein, wenn sie bestimmte Regeln für die Präsentation politischer Inhalte einfordert wie etwa Proporzregeln bei der Besetzung von Diskussionsrunden. Die Wissenschaft hätte kaum die Autorität und Kompetenz, Ähnliches von den Medien zu verlangen.

Letztlich entscheidet das von den Medien vermittelte Bild der Wissenschaft über ihr Ansehen in der Gesellschaft und damit über ihre Legitimation. Es kann daher der Wissenschaft und ihren Repräsentanten nicht gleichgültig sein, wie sie in den Medien erscheinen: als seriöser Beitrag zum wirtschaftlichen und sozialen Fortschritt oder als ein ›nice to have‹ mit gelegentlichem Unterhaltungswert. Wissenschaft und Medien haben gemeinsam die moderne Gesellschaft aus der Taufe gehoben: Die moderne Gesellschaft ist maßgeblich durch Medien und Wissenschaft geprägt – sie ist eine Medien- und eine Wissenschaftsgesellschaft. Trotz dieser Patenschaft für die Moderne finden Medien und Wissenschaft nicht recht zueinander – zu unterschiedlich sind ihre jeweiligen Funktionen, Rationalitäten und Denkweisen. Wissenschaft wird nie nur unterhaltsam und damit medientaug-

lich sein (können), und die Medien werden sich ihre Agenda nie von der Wissenschaft allein bestimmen lassen.

Die Wissenschaft braucht eher die Medien als umgekehrt: Beim Kampf um die zentrale Ressource der Mediengesellschaft – die Aufmerksamkeit – wird Wissenschaft immer mit anderen ›Events‹ konkurrieren. Schließlich kann sie durch die Medien auch ihrer gestiegenen Popularität zum Opfer fallen, wenn die gestiegenen Erwartungen an die Wissenschaft nicht eingelöst werden: Wer ständig die Lösung bestimmter Probleme verspricht, wird irgendwann auch konkrete Lösungen anbieten müssen. Die Wissenschaft sitzt damit in einer medialen Falle: Um mehr Unterstützung für ihre Arbeit zu erhalten, muss sie sich über die Medien an die Öffentlichkeit wenden. Werden diese Erwartungen nicht erfüllt, riskiert sie, diese Unterstützung wieder zu verlieren. Skandale wie Fälschungen und Plagiate gefährden zwei wichtige Ressourcen der Wissenschaft: ihre Seriosität und ihre Erhabenheit. Allein aus diesem Grund bleibt der Umgang der Wissenschaftsorganisationen mit Medien eine Herausforderung, denn es wird auch in Zukunft nicht vermeidbar sein, dass die Wissenschaft für selbst verursachte Skandale verantwortlich ist.

1 Ein typisches Beispiel dafür ist die Studie *Engines of Economic Growth: The Economic Impact of Boston's Eight Research Universities of the Metropolitan Boston Area* (2003), die auch in Deutschland zitiert wird, wenn es um die Rechtfertigung für Investitionen in die Grundlagenforschung geht: »The discoveries at these universities have created industries, companies and thousands of jobs in the greater Boston economy. Today these universities continue to make discoveries that will be the engines for future growth and economic development.« (S. 3).

2 Vgl. www.hrk.de/en/press/pressemitteilungen/pressemitteilung/meldung/fehlverhalten-in-der-wissenschaft-ein-schwerwiegendes-vergehen-76/ (letzter Zugriff am 4. 2. 2013)

3 »Am schlimmsten waren nicht die Drogen, nicht die jahrzehntelange Heroinsucht und die furchtbaren Entzüge. Auch nicht die Gewaltexzesse, die verheerenden Autounfälle oder die Wohnungsbrände, in die Keith Richards immer wieder verwickelt wurde. Selbst die vielen Stunden, die der meist wegen Rauschgiftbesitzes verhaftete Musiker auf Polizeiwachen aller Herren Länder verbrachte, mit der düsteren Aussicht, nun endlich doch für lange Zeit einsitzen zu müssen, waren für Richards nicht die misslichste Erfahrung. Am schlimmsten nämlich waren die kleinen Mädchen.« (So beginnt die Rezension der Autobiografie Richards' im Feuilleton der FAZ vom 4. 11. 2010.)

4 *Der Spiegel* vom 31. 10. 2007



HIER DUC E



Annette Grüters-
Kieslich

Vertrauen in der und in die Medizin

Nicht zuletzt aufgrund verschiedener Skandalisierungen in der Medizin, die in jüngster Zeit die Aufmerksamkeit der Medien und der Öffentlichkeit erregten und die offensichtlich das Misstrauen von Patienten – zumindest in Teilbereiche der Medizin – geschürt haben, erscheint es notwendig, sich einigen grundlegenden Fragen zum Problem des Vertrauens zu stellen. Es gibt unterschiedlich gelagerte Vertrauensverhältnisse im medizinischen Kontext, etwa solche zwischen Ärzten, zwischen Ärzten und Pflege, zwischen Politik und ärztlicher Selbstverwaltung, zwischen Krankenversicherung und Ärzten, oder auch die Frage des Vertrauens in Institutionen, wie zum Beispiel die Charité. Ich möchte mich im Folgenden auf zwei Themenkomplexe beschränken, und zwar zum einen auf das Thema »Vertrauen in der Medizin ist auch Vertrauen in die Medizin« und zum andern auf das Thema »Vertrauen in Ärzte und Ärztinnen«.

Zum ersten Thema: Wir wissen alle, Vertrauen braucht Grundlagen, und deshalb ist es für unsere Patienten wichtig, die Ergebnisse der Wissenschaft, der Forschung, aber nicht nur der Forschung, sondern auch von Standardprozeduren und Erfahrung als Basis für das ärztliche Handeln erkennen zu können. Da haben wir die sogenannte »evidenzbasierte Medizin«, die auf der umfassenden Auswertung von Forschungsergebnissen, transnationalen und klinischen Studien beruht. Diese evidenzbasierte Medizin versucht, das Desiderat der Grundlagenforschung zu erfüllen. Ich muss Ihnen aber leider mitteilen, dass die evidenzbasierte Medizin im Hinblick auf die Anwendung als

Grundlage für Vertrauen in die Medizin erhebliche Limitationen aufweist, von denen ich hier nur einige erwähnen kann. Uns muss klar sein, dass für einen großen Teil der Diagnostik und Standardverfahren in der Therapie überhaupt keine Daten vorliegen. Gibt es Daten, so sind es häufig nur Kurzzeitergebnisse und ohne Erkenntnisse darüber, wie die Erfolge in der Langzeit ausfallen. Die Studien wurden häufig nur an sehr stratifizierten und selektierten Patientengruppen durchgeführt und im Wesentlichen bei Männern, sodass die Übertragbarkeit der Ergebnisse, zum Beispiel auf Frauen, nur eingeschränkt möglich ist. Die Reliabilität dieser Studien ist aber auch dadurch eingeschränkt, dass negative Ergebnisse häufig bewusst gar nicht erst publiziert werden. Und: Es gibt viele nichtreproduzierbare Ergebnisse. Darüber hinaus sind all diese Ergebnisse für den normalen Patienten, den medizinischen Laien, ohnehin nur marginal erfass- oder bewertbar. Selbst die sogenannten »autonomen« und »informierten« Patienten – als Kinderärztin pflege ich zu sagen: die Eltern, die Psychologen oder Lehrer sind, also auch im Umgang mit den neuen Medien versiert – sehen sich zum Teil einer höchst widersprüchlichen Informationsflut ausgesetzt. Überforderung in der Wissensbewältigung kann durch den gefühlten Mangel an Grundlage und Erkenntnis schließlich zum Verlust des Glaubens an den prinzipiellen Nutzen moderner Medizin führen und in der Konsequenz zur Hinwendung zu alternativer Medizin oder gar zur Verweigerung von Medizin überhaupt und dann mit furchtbaren Folgen, wie ich sie zum Beispiel aus der Pädiatrie kenne. Die objektiv höhere Transparenz und



Verfügbarkeit von evidenzbasierten Informationen führt daher nicht automatisch zu einer besseren Grundlage für Vertrauen in die Medizin. In der Praxis stellt sich für die Patienten immer mehr die Frage: »Wann höre ich auf, weiter nach Informationen zu suchen oder Zweitmeinungen einzuholen? Und wie kann ich mit meiner per se verbleibenden Ungewissheit umgehen?« Wir wissen, dass nach Niklas Luhmann Vertrauen entsteht, um in komplexen Situationen oder bei Überforderung der Wissensbewältigung handlungsfähig zu bleiben. Somit ist die verbleibende Ungewissheit der Kern oder der Ausgangspunkt für das Vertrauen in die Medizin. Die Definition des Vertrauensbegriffes in die Medizin impliziert daher, dass dieses Vertrauen zumindest theoretisch auch enttäuscht werden kann. Der Patient bleibt also zweifelnd und hat keine Gewissheit, ob sein Vertrauen gerechtfertigt ist. Und erst die Entwicklung einer positiven Erwartungshaltung gegenüber der Medizin und den Ärzten kann dann als »Vertrauen in die Medizin« bezeichnet werden. Deshalb wird es möglich sein, durch die Wissenschaft und die Verbesserung der Information eine *Grundlage* für das Vertrauen zu schaffen, aber das Vertrauen selbst bleibt eine höchst individuelle Angelegenheit.

Das bringt mich zu dem zweiten Themenkomplex: »Vertrauen in Ärzte und Ärztinnen«. Vertrauen steht im Mittelpunkt jeder Arzt-Patienten-Beziehung. Und obwohl es gut belegt ist, dass die Mehrheit der Patienten ihren Ärzten vertraut, nimmt die Verunsicherung aus vielerlei Gründen zu. Aktuelle Beispiele wurden genannt: die resistenten Keime, die Transplantationsmedizin und viele andere skandalisierte Themen. Der Patient überwindet seine Zweifel in der Regel, indem er sie verdrängt. Doch er kann sie nicht gänzlich eliminieren. Zweifel bleiben latent und können erneut als belastend wahrgenommen werden und dann das Arzt-Patienten-Verhältnis (erneut) belasten. Das durch die Skandalisierung erschütterte Vertrauen in der Arzt- und Patienten-Be-

ziehung macht es notwendig, dieses Verhältnis besser zu verstehen. Bislang beruhte das Erlernen dieser Beziehung auf dem Lernen an Vorbildern. So war man darauf angewiesen, entsprechende Vorbilder zu haben, und man konnte sich auf die Aussagen von Ärzten stützen, die in der Lage waren, Vertrauensverhältnisse zu ihren Patienten aufzubauen. Heute versuchen wir zum Beispiel im Modellstudien-gang Medizin an der Charité bereits im Studium Kommunikationsformen und ein Verhalten zu vermitteln, das neben der Kompetenz so wichtig ist für die Entwicklung eines Vertrauensverhältnisses zwischen Arzt und Patient. Dazu gehören die Zuverlässigkeit, die persönliche Integrität, die Empathie und nicht zuletzt eine transparente Kommunikation.

Ich selber hatte das Glück, Vorbilder zu haben, und ich möchte eine Äußerung zitieren von Bernard Lown, der Kardiologe an der Harvard Medical School war. Er ist aber auch Träger des Friedensnobelpreises, weil er die Organisation »International Physicians for the Prevention of Nuclear War« gegründet hat. Er sagte, und das zitiere ich auch bei jeder Immatrikulationsfeier meiner Studierenden aus seinem Buch *Die verlorene Kunst des Heilens. Anstiftung zum Umdenken* (1996, Stuttgart ²2004, S. 300), das jeder Studierende der Charité zur Immatrikulation überreicht bekommt: »Letzten Endes sucht man nach einem Arzt, bei dem es einem leicht fällt, seine Klagen zu schildern, ohne Angst zu haben, anschließend zahlreichen Prozeduren unterzogen zu werden. Man hält Ausschau nach einem Arzt, für den der Patient niemals nur eine statistische Größe ist, nach einem Arzt, der keine das Leben gefährdenden Maßnahmen empfiehlt, mit der Absicht ein qualvolles Leben zu verlängern. Nach jemandem, der weder die Risiken von harmlosen Erkrankungen übertreibt, noch sich von schweren Krankheiten irritieren lässt. Vor allen Dingen aber sucht man nach einem Anteilnehmenden menschlichen Wesen, das von der Sorge für seine Patienten geleitet ist und von einer Freude am Dienen, die in seinen Augen ein unvergleichliches Privileg ist.«



Auch die sich derzeit so sehr wandelnde Struktur unseres Gesundheitswesens wirft ein neues Licht auf die Arzt-Patienten-Beziehung. Die Bedenken der Patienten nehmen erheblich zu, dass das Arzt-Patienten-Verhältnis durch die zunehmende Ökonomisierung einerseits oder Fehlanreize andererseits belastet wird und die daraus entstehenden Interessenkonflikte bei der Festlegung der Diagnostik und Therapie einfließen. Wir laufen Gefahr, dass das Vertrauen in die Medizin und die Ärztinnen und Ärzte, das eine wichtige – wenn nicht die wichtigste – Grundlage für die »compliance« und die »adherence« ist, zunehmend geschwächt wird. Und dieser Vertrauensverlust hat in meinem Augen gar das Potenzial, dass die möglichen Erfolge der modernen Medizin konterkariert werden. Daher halte ich es für nachvollziehbar, dass Forschungsprojekte, die den Einfluss eines zu geringen Vertrauens auf den Therapie-Erfolg untersuchen, vielleicht nötiger sind als viele andere Studien, die zur Einführung marginal veränderter Standardsubstanzen durchgeführt und finanziert werden, von denen außer den ökonomischen keinerlei andere Effekte zu erwarten sind. Ziel der Forschung und Wissenschaft muss es daher sein, nicht nur das Wissen und die Erkenntnisse als Grundlagen von Vertrauen zu vermehren, sondern auch die Einflussgrößen für die Entstehung des notwendigen Vertrauens zu erfassen, zu analysieren und Maßnahmen zu etablieren, die es erlauben, trotz veränderter und sich weiter verändernder Rahmenbedingungen Vertrauen zu erhalten.

* Überarbeitete Fassung des Vortrags »Vertrauen in der/die Medizin«, gehalten auf der Wissenschaftlichen Sitzung der Versammlung der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften am 30. November 2012 zum Thema: Vertrauen in die/der Wissenschaft?

Volker Stollorz

Endstation Guerilla-Forschung

Der Fall Séralini als Lehrbeispiel für skandalöse Wissenschaftsdebatten

In der Debatte über den Einsatz der »Grünen Gentechnik« in der Landwirtschaft herrscht an Besonderlichkeiten kein Mangel. Worin aber besteht eigentlich das »Skandalon« im Sinne von aufsehenerregenden Ärgernissen oder unerhörten Fallstricken? Zwar wird in wiederkehrenden Erregungswellen erbittert über die wissenschaftliche Kernfrage gestritten, ob gentechnische Eingriffe in das Erbgut von Pflanzen wirklich »besondere Risiken« aufwerfen im Vergleich zu konventionellen Züchtungsmethoden, die zum Teil ebenfalls erhebliche Umbauten im Erbgut neuer Sorten auslösen. Man denke etwa an die Pflanzenzucht mit der Strahlenkanone oder chemischen Mutagenen. Genau betrachtet lässt sich wissenschaftlich allerdings kaum begründen, warum gentechnisch veränderte Pflanzensorten generell andere Risiken aufwerfen sollen. Sicher ist jedoch, dass die Grüne Gentechnik besondere öffentliche Ängste mobilisiert.

Die Skandalisierung von Risiken

Man erinnere sich etwa an die öffentliche Erregung über den ersten Freilandversuch mit gentechnisch veränderten, also GVO-Petunien am Max-Planck-Institut für Züchtungsforschung in Köln-Vogelsang. Er startete unter Protesten im Mai 1990 – an dem Ort, wo einst die Verfahren für den Transfer von Erbanlagen von Bakterien auf höhere Pflanzen erfunden worden waren. Die Kölner Wissenschaftler hatten damals den ersten Freilandversuch in Deutschland durchgeführt, dessen Ergebnis selbst die Forscher überrascht hatte. »Fiasco in Farbe«, schrieb der *Der Spiegel* über das Phänomen, dass sich die Blüten der Petunien nach einem heißen Sommer anders als erwünscht verfärbt hatten: »Als deutlich überzogen erwies sich die Behauptung der Geningenieure, jede Auswirkung von Eingriffen in das Erbgut sei exakt vorhersagbar – der Petunien-Versuch überraschte die Forscher mit gänzlich unerwarteten Ergebnissen« (*Der Spiegel* 48/1990, S. 276). Genetisch Mögliches war möglich, ein Risiko beim Ein-

satz von springenden Genen jedoch nicht sichtbar geworden. Die Sicherheit der Freilandversuche jedoch stand öffentlich infrage.

Erinnert sei auch an die Skandalisierung der Risiken in der Kennzeichnungsdebatte. Im November 1996 wurde der Frachter »Ideal Progress« mit den ersten für Europa bestimmten gentechnisch veränderten US-Sojabohnen von Greenpeace in den Hafen von Hamburg eskortiert. Die Aktivisten in Schlauchbooten projizierten die Schlagzeile »Keine Gentech-Soja in unsere Lebensmittel« auf die Bordwand und starteten damit eine Kampagne, die den »heimlichen« Import zu einem »unfreiwilligen Fütterungsversuch« an der europäischen Bevölkerung stilisierte. Durch die Aktion entstand der Eindruck des Problematischen, dabei wollten die Kritiker die Technologie schlicht nicht, fanden sie überflüssig, manche auch ungerecht. Bürger vor dem Fernseher reagierten entsprechend verunsichert, als die US-Firma Monsanto erstmals Gensaaten an europäische Ölmühlen liefern ließ, deren Spuren dann sofort in Tausenden ihrer Lebensmittel auftauchen konnten – zum Beispiel in Form von Sojalecithin. Auch die Lebensmittelbranche geriet aus Angst vor Boykotten der Verbraucher in Aufruhr und erklärte sich kurzerhand für »gentechnikfrei«, in der EU trat daraufhin 1997 die berüchtigte »Novel Food«-Verordnung für »neuartige Lebensmittel« in Kraft. Je mehr politischer Wind um die angeblichen Risiken der Grünen Gentechnologie gemacht wurde, desto eher fürchteten sich die Menschen in Europa davor, dass an den GVO wirklich etwas faul sein müsse. Selbst dort, wo keine konkreten Gefahren sichtbar wurden, lautete fortan die Melodie: »Mögliche Risiken sind nicht ausreichend erforscht.«

Damit lag der Ball im Spielfeld der Wissenschaft. Während die einen angebliche Risiken gentechnischer Eingriffe bei Pflanzen zu skandalisieren versuchten, indem sie mit vorläufigen Befunden aus der Risikofor-



schung auf Testlücken hinwies, antworteten die Befürworter auf die mit Regelmäßigkeit entstehenden medialen »Hypes«, es gäbe erstens keine wissenschaftlichen Belege für die behaupteten »besonderen Risiken« der Gentechnologie bei den bisher zugelassenen Gensaaten. Zweitens mangle es den kritischen Studien zu den konkreten Risiken an wissenschaftlicher Aussagekraft für die Praxis. Selten fehlte dabei der Hinweis, die Experten in den Behörden sähen das ebenso. Gerade diese zuständigen Kontrollinstitutionen aber, die Bürger vor eventuellen Gefahren schützen sollten, genossen in der Öffentlichkeit und bei vielen Journalisten kaum Glaubwürdigkeit.

Ein Grund der Skandalisierung von Risikovermutungen auf allen Ebenen ist die Kommerzialisierung der Forschung im Bereich GVO, der zweite – eher juristische – wird selten thematisiert. Wenn ein EU-Mitgliedsland »auf der Grundlage neuer oder zusätzlicher wissenschaftlicher Erkenntnisse« zu der Annahme gelangt, dass ein gentechnisch veränderter Organismus Gefahren für die menschliche Gesundheit oder die Umwelt bergen könnte, dann können Behörden ihn vorübergehend aus dem Verkehr ziehen. Wer also den Einzug der Grünen Gentechnik in Europa politisch blockieren will, der muss nur für einen steten Zustrom neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse sorgen, die zumindest Risikovermutungen in Bezug auf die Unbedenklichkeit von Gensaaten rechtfertigen.

Angesichts dieser Gesetzeslage musste der wissenschaftliche Streit über mögliche Risiken der Grünen Gentechnik zum Spielball der Politik werden. Schon vorläufige Risikovermutungen in der Grundlagenforschung konnten auf allen Ebenen skandalisiert werden mit der absurden Folge, dass auch sinnvolle Risikoforschung innerhalb des Systems Wissenschaft immer öfter zu einem öffentlichen Aufreger wurde. Umgekehrt konnte allein das Aufwerfen möglicher Testlücken den Urheber der Kritik zur Zielscheibe wütender Angriffe der wissenschaftlichen Orthodoxie machen. Es entstand das Paradox einer Risikoforschung mit doppelten Standards, bei der die Überbringer vermeintlich kritischer Befunde marginalisiert und attackiert wurden, weil selbst Risikovermutungen, die ja eigentlich zum Wesen guter Wissenschaft zählen, medial und politisch regelmäßig ins Grotteske überzeichnet, Entwarnungen dagegen öffentlich ignoriert wurden.

Der Gutachterstreit gebiert Guerilla-Forschung

In der Folge konnte der Gutachterstreit in der Wissenschaft zwar etliche weitere Regalkilometer Literatur hervorbringen, eine unabhängige Klärung vieler Risikofragen aber erfolgte nicht. Stattdessen vergiftete sich das Klima innerhalb der Wissenschaft. Inzwischen spielt sich der Streit auf der Ebene von Metastudien ab, die andere Studien unter die Lupe nehmen, die ihrerseits Veröffentlichungen über Experimente zusammenfassen. Es gibt konkurrierende Fachzeitschriften mit je eigenen Gutachtern, auf Websites werden die Argumente der jeweiligen Gegenseite für das jeweils eigene Publikum »widerlegt«. Wenn selbst das keinen Erfolg zeitigt, werden angebliche Interessenkonflikte der jeweiligen Wissenschaftler enttarnt, Fälschungsvorwürfe erhoben oder längst widerlegte Pseudoargumente in der öffentlichen Arena recycelt. Die Experten pro und contra sind intim verfeindet und reden vor allem über- statt miteinander. Vorwürfe zielen gern mal unter die Gürtellinie, Studien, die sich außerhalb des Dogmas der Unbedenklichkeit bewegen, werden entweder ignoriert oder als schlechte Wissenschaft abgewatscht. Ist auch das nicht erfolgreich, werden mit Industriegeldern aufwendige Gegenstudien mit dem Ziel lanciert, die missliebigen Ergebnisse zu entkräften oder Hinweise auf mögliche oder zumindest denkbare Risiken unter einem Wust neuer Zahlen zu begraben. Die schwindende Zahl der marginalisierten Kritiker in den Forschungsinstitutionen der Wissenschaft bringt als Verteidigungsstrategie inzwischen die Errungenschaften des Social Web ins Spiel, es entstehen hybride Netzwerke aus Wissenschaftlern und NGOs wie das »European Network of Scientists for Social and Environmental Responsibility« (www.ensser.org).

Die Ratten des Professors Séralini

Trotz aller Wiederholungen werden immer wieder neue Skandale inszeniert. Den letzten entfachte ein französischer Forscher von der Universität Caen, dem mit seiner Publikation in einer renommierten wissenschaftlichen Zeitschrift für Lebensmitteltoxikologie ein Überraschungscoup gelang. Gilles-Éric Séralini hatte über mehrere Jahre mit einer Art Guerilla-Wissenschaft im Untergrund heimlich Genmais an Ratten verfüttert mit dem erklärten Ziel, die Behörden und die Biotechnologiefirmen zu unabhängigen Fütterungsstudien zu zwingen. In Geheimlaboratorien wurden dazu mithilfe der Förderung von potenten Spendern rund fünf Millionen Euro für



umfangreiche Fütterungsexperimente ausgegeben. Der von Séralini seit Jahren erforschte und gegen das Unkrautvernichtungsmittel Glyphosat resistente Genmais NK 603 wurde erstmals über zwei Jahre an Ratten verfüttert – ein Langzeitexperiment, das den Widerstreit um Testlücken der Grünen Gentechnik auf eine neue Ebene hebt, weil bisher kein GVO über die Lebensspanne von Ratten verabreicht wurde.

Am 19. September 2012 verkündete die französische Wochenzeitung *Le Nouvel Observateur* Alarmierendes – wie so oft in den Massenmedien im Indikativ: »Ja, gentechnisch veränderte Organismen sind Gift«. Auf dem Titelbild prangte als Beleg ein Maiskolben, es ging vor allem um angebliche Krebsrisiken von GVO für den Menschen. In der »exklusiven« Reportage und dem Interview mit G.-E. Séralini wurden angeblich erschreckende Befunde der »weltweit ersten Langzeitfütterungsstudie an Ratten« beschrieben. Deren Ergebnisse erschienen passenderweise Stunden später in der bei Fachleuten renommierten Zeitschrift *Food Chemical Toxicology (FCT)*, dort allerdings mit dem spröderen Titel »Long term toxicity of a Roundup herbicide and a Roundup-tolerant genetically modified maize«¹.

Sofort brach ein medialer Orkan los, der sich auch in deutschen Medien in drastischen Überschriften wie »Schockstudie: Genmais macht Krebs« niederschlug. Orchestriert wurde die Veröffentlichung wie so oft von einer Medienkampagne, bei der neben Pressekonferenzen in Frankreich, Großbritannien sowie den USA allerhand Material sowie Bilder aus dem Dokumentarfilm »Sind wir alle Versuchskaninchen?« zur Verfügung gestellt wurden. Kritische Wissenschaft wird darin als revolutionärer Akt einer Guerilla-Gemeinschaft inszeniert, ein neuer Dreh in der an Überraschungen nicht armen Gentechnik-Debatte. Über Jahre experimentierte Séralinis Team in einem geheimen Untergrundlabor und beschaffte sich konspirativ Maiskörner aus den USA, die über zwei Jahre Ratten verabreicht wurden. Das Ganze wurde von Journalisten und Filmemachern dokumentiert, die ihm sehr gewogen waren, und dann in Zusammenarbeit mit der Organisation »Criigen« sowie dem britischen »Sustainable Food Trust« weltweit kommuniziert, dazu wurden mediengerecht schockierende Bilder tischtennisballgroßer Tumoren am Körper kranker Ratten verbreitet.

Die Studie löste erhebliche mediale Reflexe aus. Das unerwartete Ergebnis – »höheres Krebsrisiko durch Genmais« wurde etwa den Zuschauern der »heute«-Sendung

(ZDF) am 20. September vermeldet – hatte einen hohen Nachrichtenwert. Séralini komponierte seine Studie exakt so, dass seine Ergebnisse bei Behörden und Politikern unmittelbar Resonanz auslösen mussten. Sollten seine Befunde halten, was sie versprochen, gehörte der Genmais sofort vom Markt genommen. Doch waren die Daten und Interpretationen in der wissenschaftlichen Veröffentlichung valide? Schon in dem Moment, wo die Studie öffentlich wurde, hielten Befürworter der Grünen Gentechnik dagegen, zuerst in Gestalt von »Rapid Reactions« des britischen Science Media Center. Das Center war schon einen Tag zuvor von Anfragen vieler Journalisten überschwemmt worden und hatte innerhalb von Stunden nach der Veröffentlichung vernichtende Expertenkommentare zur Qualität der Studie verschickt, die weltweit in Medien aufgegriffen wurden. Diese Äußerungen riefen in den nächsten Tagen wiederum Kritiker auf den Plan, die auf die Interessenkonflikte der vom Science Media Center befragten Forscher hinwiesen, die sich gegen die Séralini-Studie gestellt hatten. Es dauerte nicht lange, da ertönte erneut der in der Wissenschaft fatale Schlachtruf, das Gutachtersystem der Zeitschrift *FCT* habe versagt, die Publikation müsse aufgrund mangelnder Qualität umgehend zurückgezogen werden. Wissenschaftliche Fachgesellschaften bemühten sich um Schnellgutachten, Statistiker bestritten die Aussagekraft des Studienprotokolls und die zu geringe Anzahl der Kontrollratten. Pathologen nahmen die Präsentation der Organschäden sowie die Interpretation der Daten unter Beschuss. In der öffentlichen Diskussion geriet rasch durcheinander, welches OECD-Protokoll man denn nun eigentlich für chronische Fütterungsstudien mit GVO hätte verwenden müssen. Nach einigen Wochen erklärte eine nationale Behörde nach der anderen, die Schlussfolgerungen der Séralini-Studie seien nicht durch die erhobenen Daten gedeckt, das Studienprotokoll weise erhebliche Mängel auf, auch sei die Präsentation der Daten unvollständig.² Selbst die These, dass Ratten, die ihr Leben lang gentechnisch veränderten Mais erhalten, früher sterben als Tiere, die mit konventionellen Mais gefüttert werden, sei experimentell nicht ausreichend belegt.

Trotz aller Kritik: Die Veröffentlichung bleibt ein Selbstläufer. Die Séralini-Studie ist sicher der mit Abstand am meisten gelesene Artikel, den die Zeitschrift *FCT* je publizierte. Jede Menge Leserbriefe wurden inzwischen veröffentlicht, Séralini durfte mit einer zweiten umfassenden Antwort reagieren. Selbst der Herausgeber



verfasste eine Replik auf die Forderung nach einer »Retraction« der Studie. Im Internet findet sich unter GMO-Seralini.org inzwischen eine eigene Website, auf der Unterstützer von Seralini versuchen, die Kritik der Wissenschaft an der Kritik zu widerlegen und so eine Art Gegenöffentlichkeit zu den vernichtenden Aussagen der Behörden herzustellen.

Die Pusztai-Affäre: Drehbuch einer Skandalisierung
Auch wenn die breite Öffentlichkeit inzwischen das Interesse an der Debatte verloren zu haben scheint, im Internet tobt die Debatte weiter. Wer das Drehbuch zum Fall Seralini wirklich begreifen will, sollte in die Geschichte schauen. Das Team um Seralini hat offenbar eine Kontroverse inspiriert, die 1998 den renommierten Wissenschaftler Árpád Pusztai am Rowett-Institut in Aberdeen seinen Job kostete. Der Lektinforscher ungarischer Abstammung hatte damals Fütterungsversuche mit Genkartoffeln unternommen, denen Molekularbiologen in einem EU-Projekt ein Gen aus Schneeglöckchen als Fraßschutz vor bestimmten Insekten eingebaut hatten. Weil Pusztai über die toxikologischen Ergebnisse seiner gründlichen Experimente mit den nicht zugelassenen Genkartoffeln äußerst überrascht war, trat der Wissenschaftler am 10. August 1998 in einer Fernsehdokumentation auf. In der Sendung »World in Action« sagte Pusztai in die Kamera, nach seinen Versuchen würde er selber, so er die Wahl hätte, vorerst keine gentechnisch veränderten Nahrungsmittel mehr essen. Wörtlich ergänzte er dann: »Als ein in diesem Bereich aktiver Wissenschaftler finde ich es sehr, sehr unfair, unsere Mitmenschen als Versuchskaninchen zu missbrauchen.« Man solle dafür lieber Ratten nehmen wie jene, die er bei seinen Experimenten im Labor verwendet habe.

Natürlich kannte Pusztai damals die Zulassungsunterlagen für die ersten gentechnisch veränderten Mais- und Sojapflanzen, die seit 1996 von den europäischen Behörden zum menschlichen Verzehr freigegeben worden waren. Vorschriften für Fütterungsversuche mit Ratten, wie sie der Ungar in seinem Labor unternommen hatte, suchte man in den Regularien vergeblich. Pusztai hatte für seinen öffentlichen Auftritt die Billigung seines Institutsdirektors, dem es auch um Fördergelder für innovative Risikoforschung am Rowett-Institut ging. Noch am Abend nach der Sendung rief Philip James zu Hause bei Pusztai an und gratulierte ihm zu dem Auftritt, über den auch eine Pressemitteilung des Instituts berichtet hatte.

Am nächsten Tag aber war plötzlich alles anders. Da nahm »eine Megakrise« ihren Lauf, die man »nicht im Entferntesten« erwartet habe, erinnerte sich der Direktor James noch Monate später bei einer Parlamentsanhörung. Zwei Tage nach seinem Fernsehauftritt wurde Pusztai in den Ruhestand versetzt. Von seinem Arbeitgeber wurde der Wissenschaftler als zeitweise verwirrt bloßgestellt, der Fälschung bezichtigt, vor allem aber juristisch zum Schweigen verdonnert gegenüber der Presse und Kollegen. Pusztai verlor seine Fördermittel, sein Labor wurde versiegelt, und alle Daten wurden konfisziert. Den angeblichen Grund hinter den Disziplinarmaßnahmen lieferte das Drehbuch der Seralini-Debatte: Pusztai habe damals im Fernsehen über unfertige und unveröffentlichte Ergebnisse gesprochen. Ein Kollege am Rowett-Institut, Andrew Chesson, wurde zum Leiter einer internen Auditkommission berufen. Interessanterweise handelt es sich dabei um jenen Mann, der in den EU-Gremien später die Zulassung für den NK603-Mais unterzeichnen sollte, mit dem wiederum Seralini Jahre später seine geheimen Fütterungsversuche unternehmen sollte. Alles Zufall?

Im Herbst 1998 überschütteten die Medien Pusztai nach einer diffamierenden PR-Kampagne der Befürworter mit Häme. Der Forscher habe mit seinen Kartoffeldiäten lediglich bewiesen, dass eine Pflanze eben Gift für Ratten sei, wenn man ihr per Gentechnik ein für Nager giftiges Lektin einpflanze. Es sei »furchtbar verletzend« gewesen, all diesen »Unsinn« lesen zu müssen, klagte Pusztai später. Erst nach Monaten wendete sich das Blatt erneut. 23 internationale Wissenschaftler erklärten in einem Memorandum³, Pusztai sei Unrecht geschehen, er gehöre rehabilitiert. Der öffentliche Streit um »Frankenfood« eskalierte, trieb sogar Prinz Charles und Tony Blair in eine Kontroverse. Mehrfach musste der damalige britische Premier öffentlich versichern, alle zugelassenen Genlebensmittel seien sicher. Umweltgruppen hingegen forderten ein Moratorium für »Genfood«.

Ruheständler Pusztai zeigte sich als Wissenschaftler fassungslos, erklärte den wenigen Reportern, die es noch hören wollten, er sei weder »für ein Moratorium noch gar für ein Verbot der grünen Gentechnik«. Er habe im Fernsehen lediglich zum Ausdruck bringen wollen, dass man »neue und aufwendigere Testmethoden« brauche, um »garantieren« zu können, dass gentechnisch veränderte Le-



bensmittel sicher seien. Die einzige sichere Möglichkeit, unerwartete Effekte von GVO schon vor der Zulassung aufzuspüren, befand Pusztai damals, seien sorgfältig geplante kurz- und langfristige Fütterungsversuche mit gentechnisch veränderten Sorten. Seine Ergebnisse erschienen nach heftigen Kontroversen 1999 im britischen Magazin *The Lancet*.⁴ Die beteiligten Gutachter der Zeitschrift waren bei der Veröffentlichung bis zum Schluss geteilter Meinung ob der Qualität der Studie. Die Experimente waren längst ein Politikum, wiederholt aber wurden sie nie. Die am Ende veröffentlichte Version der Experimente beschrieb zwar »signifikante biologische Auswirkungen« auf die mit GVO-Kartoffeln gefütterten Ratten, die im Fernsehen behaupteten dramatischen Effekte auf das Immunsystem aber wurden dort nicht mehr erwähnt. In einem Bericht über den Skandal um die Genkartoffeln bedauerte eine Kommission der britischen Royal Society, dass Pusztai sich direkt an die Öffentlichkeit gewandt habe, anstatt zunächst einem regulären Peer-Review-Prozess seinen Lauf zu lassen und sich der wissenschaftlichen Kollegenkritik zu stellen. Sein Verhalten habe eine »informierte und unvoreingenommene öffentliche Diskussion erheblich erschwert«. Es könne nicht angehen, dass man »missverständliche Informationen von erheblicher Wichtigkeit« einfach ohne Prüfung durch Gutachter in den Medien veröffentliche.

Institutsdirektor James hatte angeblich vor der Fernsehsendung mit Pusztai vereinbart, dass der Forscher zwar über mögliche Mängel in den Testverfahren vor einer Zulassung von GVO reden, keinesfalls aber über konkrete »unpublizierte Daten« berichten dürfe. Pusztai dagegen gab später zu Protokoll, der Direktor habe ihn zu seinem Fernsehauftritt gedrängt, sein einziges Ziel sei es gewesen, eine »objektive Methode der Risikobewertung zu etablieren«. Er habe schlicht erforschen wollen, ob und wenn ja, welche GVO-gefährlichen Effekte man in vernünftigen Fütterungsversuchen an Ratten zeigen könnte.

Eine Folge der Kontroverse um Pusztai war eine freiwillige 90-tägige Fütterungsstudie der Firma Monsanto mit dem Genmais NK 603, in deren Ergebnissen später Gilles-Éric Séralini angeblich chronische Effekte auf die Nieren von Ratten erkannte. Seine Auswertung sowie die Geheimhaltung der Rohdaten dieser Fütterungsstudie animierten den Forscher am Ende dazu, einen eigenen zweijährigen Fütterungsversuch zu organisieren. Offenbar zog der Franzose Lehren aus dem Pusztai-Skandal.

Die wichtigste war, sicherzustellen, die Ergebnisse auf jeden Fall zuerst in einer renommierten Zeitschrift zu veröffentlichen, um danach Aufmerksamkeit erzeugen zu können. Doch auch die im Prinzip vernünftige Strategie, Daten für alle überprüfbar zu publizieren, schützt Séralini seit einigen Monaten nicht davor, attackiert zu werden. Auch diesmal dreht sich der Streit am Ende wieder um die Integrität der Forschung selbst. Kritiker forderten vom ersten Tag an die Rücknahme der Publikation, obwohl das in der Wissenschaft nicht üblich ist und längst alle wissenschaftlichen Kritikpunkte auf der Website der Zeitschrift⁵ veröffentlicht wurden. Gefordert wurde auch die Offenlegung aller experimentellen Daten der Studie, obwohl die Biotechnologie-Industrie genau ein solches Vorgehen seit Jahren verweigert. Eine Fälschung konnte dem Franzosen bisher nicht nachgewiesen werden, wäre aber sicher ein Gau für die Gentechnik-Kritik.

Ist ein Ende der Skandalisierung von Forschung in Sicht?

Der britische Wissenschaftssoziologe Harry Collins hat sich in seinem Buch *Rethinking Expertise* mit der Frage beschäftigt, wie sich echte fachliche Aussagen von fragwürdigen unterscheiden lassen, ohne dass ein Beobachter an der Front der Forschung stehen muss: »Ein Außenseiter kann nicht einfach in ein Forschungsgebiet hineinspazieren und eine Methode anbieten, laufende Kontroversen zu beenden«⁶. Der Wissenschaftssoziologe hat sich dazu die Fallstricke der Geschichte von Pusztai angeschaut. Als der Forscher 1998 seine Ergebnisse über Fütterungsversuche mit einer nicht zugelassenen Sorte von Genkartoffeln an Ratten veröffentlichen wollte, sei er »skandalös« behandelt worden; denn es habe sich um einen legitimen Angriff auf einen wissenschaftlichen Konsens gehandelt, der aus einem halbwegs respektablen Labor stammte. Man habe damals schlicht die Autorität der wissenschaftlichen Mehrheit eingesetzt, um einen unliebsamen Kritiker von seinem Posten zu entfernen.

An einem solchen Verhalten, so Collins, könne man erkennen, wann es an Fairness innerhalb einer Wissenschaft mangelt. Expertenkontroversen seien zum Beispiel immer dann verdächtig, wenn sich im Labor erste Hinweise auf potenzielle Risiken ergeben, sich die etablierte Scientific Community aber weigere, Experimente zu wiederholen, um sie ordnungsgemäß zu überprüfen. Die meisten echten Kontroversen in der Wissenschaft folgten



demselben Muster: Zunächst herrscht legitimer Zwist. Im Normalfall schreite die Wissenschaft anschließend voran, nach einer Weile würden starke Behauptungen, beispielsweise solche über angebliche Gesundheitsgefahren von Gempflanzen, immer seltener in den wichtigen Fachzeitschriften veröffentlicht. Sie wanderten dann in die Sekundärliteratur und ins Internet ab und würden nur noch auf speziell arrangierten Konferenzen ausgetauscht.

Da sich später ohnehin mehr als die Hälfte aller in der Biologie publizierten Daten als wertlos erwiesen, täten Politiker auf der Suche nach klugen Entscheidungen am Ende gut daran, sich nach einer gewissen Zeit des Alarms wieder dem Urteil der Gemeinschaft der technisch versierten Wissenschaftler anzuschließen. Die Frage bleibt, ob und wie die Grüne Gentechnik dieses Stadium der Entskandalisierung erreichen könnte. Séralini begründet sein Vorgehen im Stil einer Guerilla-Wissenschaft damit, dass unbequeme Wissenschaftler in ihren Forschungen und Bewertungen so stark behindert würden, dass sie zu spektakulären Aktionen greifen müssten, um überhaupt Gehör zu finden. Ohne Guerilla-Wissenschaft könne die Öffentlichkeit nicht mehr erkennen, wie sehr kommerzielle Interessen in manchen Themengebieten unabhängige Forschung schon blockiert hätten.

In der nächsten Runde der Debatte um die Grüne Gentechnik sollte es also auch darum gehen, innerhalb der Wissenschaft neu zu diskutieren, was es bedeutet, wenn Forscher Guerillataktiken anwenden, um sich im Namen einer für sich reklamierten höheren moralischen Position öffentlich Gehör zu verschaffen. Ein möglicher Ausweg wäre, endlich mit unabhängigen Wissenschaftlern den entscheidenden Fütterungsversuch an Ratten durchzuführen. Man könnte dabei gleich die neueste Genmaissorte »Smartstax« der Firma Monsanto verfüttern, in die Züchter inzwischen zwei Gene für Herbizidresistenz und sechs Bt-Toxine verpflanzt haben. So soll der Genmais im Freiland alle möglichen Insekten und Unkräuter in Schach halten. Sollte eine ausreichende Zahl von Ratten diese Kost in einem klugen Experiment ein Leben lang tolerieren, wäre die Debatte über die Gesundheitsrisiken der ersten Generation der Pflanzen aus dem Genlabor vermutlich zu Ende.

Wie die Debatte weitergeht, wird man sehen. Ein Trend ist die zunehmende Präzision von Eingriffen ins Erbgut. So werden bei der EU-Kommission schon bald erste Pflanzen zur Prüfung anstehen, bei denen kommerziali-

sierbare Sorten frei von artfremden Genen sind, obwohl sie zuvor im Labor gentechnisch manipuliert wurden. Der gentechnische Eingriff hinterlässt keine Spuren mehr im Erbgut und untergräbt damit die klassische Risikodebatte, die auf nachweisbaren genetischen Veränderungen basiert. Obwohl die Debatte pro und contra Gentechnik also keinesfalls befriedet ist, müsste der Diskurs dringend wieder nach den Regeln guter Wissenschaft verlaufen, bei der begründete Kritik an Methoden und Ergebnissen erwünscht ist. Das ist das Skandalon der Grünen Gentechnik, dass die Wissenschaft selber skandalisiert wurde.

- 1 G.-É. Séralini u. a.: »Long term toxicity of a Roundup herbicide and a Roundup-tolerant genetically modified maize«, in: *Food and Chemical Toxicology*, Volume 50, Issue 11 (November 2012), S. 4221–4231
www.sciencedirect.com/science/article/pii/S0278691512005637
- 2 Statement of European Food Safety Agency, in: *EFSA Journal* 10/11 (2012), S. 2986: www.efsa.europa.eu/en/search/doc/2986.pdf
- 3 Memorandum 1999: www.paralibros.com/jonas/rpress/prpusztai.htm
- 4 St. W. B. Ewen und Á. Pusztai: »Effect of diets containing genetically modified potatoes expressing Galanthus nivalis lectin on sat small intestine«, in: *The Lancet*, Volume 354, Issue 9187 (16. Oktober 1999), S. 1353–1354
- 5 Letters concerning the study »Long term toxicity of a Roundup herbicide and a Roundup-tolerant genetically modified maize«:
www.sciencedirect.com/science/article/pii/S0278691512005637
- 6 H. Collins und R. Evans: *Rethinking Expertise*. Chicago 2007, zitiert in V. Stollorz: »Kleine Käfer, große Fragen«, in: *FAS* vom 19. April 2009: www.faz.net/aktuell/wissen/natur/genmaisdebatte-kleine-kaefer-grosse-fragen-1782988.html

Kai Kupferschmidt

Verdacht – Medien, die auf den Magen schlagen

Eigentlich ist es eine simple Szene. In dem Film *Verdacht* von Alfred Hitchcock bereitet der notorische Spieler Johnnie Aysgarth (Cary Grant) seiner Frau ein Glas Milch zu und trägt es eine lange Wendeltreppe hoch. Doch die Zuschauer haben (wie Aysgarths Frau) Grund zur Annahme, dass die Milch vergiftet ist. Hitchcock ließ eine Lampe in der Milch verstecken, sodass sie auf der Leinwand regelrecht erglüht. Das alltägliche Glas Milch wirkt mit einem Mal bedrohlich und fremd.

Wörter können einen ähnlichen Effekt haben. ›Klonmilch‹ zum Beispiel wird in der Presse genutzt, um Milch zu bezeichnen, die von Nachkommen eines geklonten Tieres stammt. Der Begriff schafft dasselbe, was Hitchcock 1941 so genial in Szene setzte. Er nutzt die Angst des Menschen, vergiftet zu werden, und lässt ein alltägliches Lebensmittel plötzlich fremd und gefährlich erscheinen.

Dabei ist es einfach nur Milch. Die amerikanische Lebensmittelbehörde FDA und ihr europäisches Pendant EFSA sind sich einig, dass sie kein Gesundheitsrisiko darstellt. Und es gibt auch keinen plausiblen Grund, warum das anders sein sollte. Trotzdem genügte allein der Name, um 2010 eine Diskussion in den Medien loszutreten.

Wenn es Wissenschaftsthemen heutzutage auf die Titelseiten und in die Tagesschau schaffen, dann geht es sehr häufig um Lebensmittel: um Dioxin im Frühstücksei, Antibiotika in der Hühnerbrust oder Gentechnik im Joghurt. Bei Lebensmitteln reagieren Menschen besonders empfindlich – und irrational. Deshalb läuft Forschung, wenn sie sich unserer Nahrung zuwendet, Gefahr, skandalisiert zu werden. Den Forschern bleibt dann meistens vorbehalten, das Stichwort zu geben. Die Diskussion, die sich daran entzündet, gleicht hingegen einer wissenschaftsfreien Zone. Der Empörung darf freier Lauf gelassen werden. Man kann ein regelrechtes Rezept für das Hochkochen solcher Diskussionen erstellen.

Regel Nummer eins:

Man nehme ›unnatürliche‹ Substanzen.

Noch mehr als bei anderen Themen neigen Menschen bei Lebensmitteln zum naturalistischen Fehlschluss: Was natürlich ist, ist natürlich gut. Dabei ist Mutter Natur die schlimmste Giftmischerin von allen. Der American Council on Science and Health hat schon vor vielen Jahren eine lange Liste veröffentlicht, in der die Forscher alle krebserregenden Stoffe zusammengetragen hatten, die ganz natürlich in einem Festtagsmenü zu finden sind. Den meisten Menschen dürfte nach der Lektüre der Appetit vergehen. Doch in der Regel sind uns diese Stoffe egal, wir nehmen sie als gegeben hin.

Hinzu kommt, dass die meisten Menschen sehr wenig über den Werdegang ihrer Lebensmittel wissen und sich gerne der Illusion hingeben, sie würden hergestellt ›wie zu Großmutterns Zeiten‹. Werbefachleute wissen diesen Eindruck geschickt zu verstärken. ›Klonmilch‹ wirkt deswegen so abschreckend, weil es Bilder von Laborkiteln und Reagenzgläsern beschwört. Dass die Milch im Supermarkt ebenso wenig von glücklichen Kühen auf einer grünen Alm kommt, spielt dabei keine Rolle.

Regel Nummer zwei:

Alle Ungewissheiten vom Tisch wischen.

Als zum Jahresbeginn 2011 über Dioxin in Eiern diskutiert wurde, war von dem Stoff meist nur als krebserregende Substanz die Rede. Dabei ist die Wissenschaft deutlich komplizierter. Eine ganze Reihe chlorhaltiger Substanzen werden unter dem Namen ›Dioxine‹ zusammengefasst. Als besonders gefährlich gilt TCDD, doch selbst dessen krebserregende Wirkung ist umstritten. 2006 kam etwa die Akademie der Wissenschaften in den USA zu dem Schluss, die Beweise reichten nicht aus, um von einer krebserregenden Substanz zu sprechen.



Regel Nummer drei: Die Menge ist egal.

Paracelsus wusste schon vor 500 Jahren, dass die Dosis das Gift macht, doch im 21. Jahrhundert spielt die Erkenntnis meist keine Rolle mehr. Dass eine giftige Substanz in einem Lebensmittel gefunden wird, wird immer für Aufregung sorgen. Das ist besonders fatal, weil moderne analytische Methoden zunehmend erlauben, fast alles fast überall nachzuweisen.

Ein besonders beliebtes Nachrichtengenre sind auch Meldungen nach dem Schema »Grenzwert X wird überschritten«. Schließlich macht die Überschrift sofort klar, dass es um etwas Giftiges geht (sonst gäbe es keinen Grenzwert) und dass Gefahr für Leib und Leben besteht (schließlich wurde der Grenzwert ja überschritten). Doch häufig ist das ein Trugschluss. Denn viele Grenzwerte werden nicht nach Kriterien des gesundheitlichen Risikos festgesetzt, sondern vor allem aufgrund politischer oder technischer Machbarkeit, worauf etwa der Dortmunder Statistiker Walter Krämer hinweist in seinem Buch *Die Angst der Woche* (München 2011).

Es gibt gute evolutionäre Gründe, weshalb Nahrung ein besonders heikles Thema ist: Essen ist gefährlich. Wann immer der Mensch seinen Mund aufmacht, um Nahrung zu sich zu nehmen, geht er ein Risiko ein. Zahllose Pflanzen und Tiere produzieren Gifte, die den Menschen schwächen oder umbringen können. Das Essen kann verdorben sein und gefährliche Krankheitserreger enthalten oder Stoffe, die eine Allergie auslösen.

So wie ein Feueralarm besser einmal zu oft anschlägt als einmal zu wenig, dürfte die Evolution den Menschen in Sachen Essen auf Vorsicht programmiert haben. Unsere Vorfahren haben nicht überlebt, indem sie sich alles in den Mund gesteckt haben, was auf dem Boden herumlag oder an den Bäumen hing. Sicher war vor allem, was jemand anders aus der Gruppe schon einmal gegessen hatte. Kein Wunder, dass beim Essen die Neugier häufig aufgewogen wird durch eine gehörige Dosis Angst vor neuen Lebensmitteln.

In der Praxis hat das Zusammenspiel dieser psychologischen Prädisposition mit den Medienmechanismen allerdings dazu geführt, dass wir uns systematisch vor den falschen Dingen fürchten. So sind Krankheitserreger bei Weitem das größte Gesundheitsrisiko, wenn wir essen – auch im 21. Jahrhundert in einer Industrienation. 2011 führten Biosprossen, auf denen das Darmbakterium EHEC wuchs, zu fast 4000 Erkrankungen, 53 Menschen

starben. Im selben Jahr erkrankten im US-Bundesstaat Colorado fast 150 Menschen, nachdem sie Cantaloupe-Melonen verzehrt hatten, die mit Listerien verseucht waren, 33 von ihnen starben.

Hätten genetisch veränderte Lebensmittel oder Pestizidrückstände zu solchen Todeszahlen geführt, gäbe es wohl eine ganze Reihe von Gesetzesinitiativen, um diese Dinge von unseren Tellern zu tilgen. Doch die meisten Menschen fürchten sich mehr vor radioaktiver Strahlung als Bakterien, deshalb ist es politisch kaum durchsetzbar, dass Sprossen, die besonders stark mit Keimen verunreinigt sind, bestrahlt werden – auch wenn das zahlreiche Menschenleben retten könnte.

Wenn es um Essen geht, sind wir Menschen selten rational. Wir akzeptieren, dass Kühe oder Kaninchen für ihr Fleisch geschlachtet werden, empören uns aber, wenn das mit Pferden geschieht. Wir fürchten uns vor Pflanzen, die gezielt genetisch manipuliert wurden, ernähren uns aber seit Jahrhunderten von Nutzpflanzen, deren Erbgut durch Jahrtausende der Züchtung dramatisch verändert wurde. Wir essen unser Sandwich mit den Fingern, auch wenn wir vorher andere Dinge angefasst haben, aber ekeln uns vor einem Orangensaft, der mit einer sterilisierten Kakerlake umgerührt wurde.

Die Wissenschaft erlaubt uns, solche Vorurteile zu hinterfragen und rationale Entscheidungen zu treffen. Aber das setzt voraus, dass Wissenschaftler immer wieder darauf hinweisen, wo unsere Gefühle und Intuitionen nicht mit den Fakten übereinstimmen. Im Bereich der Lebensmittel ist das noch wichtiger als in anderen Bereichen.

Nicht nur die Klonmilch ist ungefährlich. Auch Johnnie Aysgarth, das stellt sich am Ende von *Verdacht* heraus, hat nicht versucht, seine Frau zu vergiften. Manche Risiken sind nur eingebildet.





Jörg Aufenanger

Der Familienskandal

»Mach uns bloß keine Schande!« Wer in den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts jung war, wird sich an diesen Satz gut erinnern können, dem klingelt er womöglich heute noch in den Ohren. Vielfach wurde er von der Mutter oder dem Vater ausgesprochen, von Tochter oder Sohn vernommen. Der Skandal in der Familie war mehr gefürchtet als alles andere. »Was sollen denn die Nachbarn von uns denken!«, war der geläufige Nachsatz zur Warnung. Hochnot war die Angst vor der Schande. Schließlich war man doch wieder wer nach all den dunklen Jahren von Krieg und Entbehrung. Nichts sollte mehr das Bild der intakten Familie verdunkeln.

In den Sechzigern existierte ein häufig gehörter Song aus den USA, »Shame and Scandal in the Family«, zuerst gesungen von Shawn Elliott und dann auch von Trini Lopez, der mit Witz und Ironie einen möglichen Familienskandal zum Thema machte.

Zahlreiche Variationen der warnenden Sätze gab es, die stets das Wort »bloß« in sich trugen. »Lass dich bloß nicht schon mit einem Mann ein!«, wurde der Tochter eingeschärft. Oder verschärft: »Komm mir bloß nicht mit einem Kind (auch Blag benannt) nach Haus!« Und als Steigerung: »Lass dich bloß nicht mit einem Neger ein!« Und ebenfalls verschärft: »Komm mir bloß nicht mit einem Negerkind nach Haus!«

Oder an den Sohn gerichtet: »Lass dich bloß nicht von einem Mann ansprechen!« Damit war der böse Onkel gemeint, der irgendwo lauern sollte, wobei der Sohn wohl eher gar nicht wusste, welche Gefahr da lauern könnte, denn die wurde verklemmt verschwiegen. Harmloser

dagegen schon, wenn es um die Schule ging: »Bleib bloß nicht sitzen«, oder zuvor: »Komm mir bloß nicht mit einem blauen Brief nach Hause!« Denn schon dieser konnte den Familienfrieden stören. »Was soll bloß aus dem Jungen werden«, seufzte die Mutter angesichts der Tatsache, dass der Sohn sitzen bleiben könnte oder, schlimmer noch, die Schule abbrechen müsste. Der Vater hingegen zog den Sohn an den Ohren, wenn er ihm nicht gar Prügel androhte, wollte er nicht spüren und bessere Noten nach Hause bringen.

Bereits als Kleinkind hatte man zu hören bekommen: »Gib nicht das böse Händchen!«, »Iss richtig mit Messer und Gabel!«, »Benimm dich mal und zappele bloß nicht wieder so rum«, wenn die Verwandtschaft Besuch ankündigte.

Das kleine Wörtchen »bloß« stand wie ein Menetekel an die Wand des trauten Heims geschrieben, es konnte bei Tochter oder Sohn Furcht und Schrecken auslösen, und so gehorchte man, wenn auch widerwillig, bemühte sich, die Eltern nicht zu enttäuschen. Bisweilen wurde »bloß« auch durch »nur« ersetzt, das klang immerhin weniger scharf.

Ein möglicher Familienskandal war in den verschwiegenen Jahren der Nachkriegszeit und des Wirtschaftswunders bis in die sechziger Jahre hinein etwas, das es unbedingt zu vermeiden galt. Die Familie war alles. Sie musste eine weiße Weste behalten, so wie die Wäsche, die mit Persil gewaschen wurde, strahlend weiß und fleckenlos war. Das Ansehen bei Verwandtschaft und Nachbarn war das höchste Gut. Nichts durfte nach außen dringen. Die zumeist drei- oder vierköpfige Familie hatte



eine Festung zu sein. Hinter den geschlossenen Gardinen mochte es in den eigenen vier Wänden bisweilen hoch hergehen, aber nach außen sollte nur Harmonie sichtbar sein.

Zwar wurde die Familie in den fünfziger Jahren wie in den beiden Jahrzehnten zuvor als Ideal hochgehalten, doch war das nicht mehr ideologisch begründet und untermauert. Fürderhin sollte sie allein Unterpfand für das private Glück sein.

Im Nationalsozialismus wurde die Familie als die wichtigste Zelle des Staates propagiert und hatte dem Wohl der Volksgemeinschaft zu dienen. Die Frau war als Mutter »Quelle der Nation«, der Mann als Vater ihr Beschützer und zugleich Kämpfer für die völkische Idee, schließlich feierte die Ideologie das deutsche Volk doch als das männlichste der Welt. Die Kinder hatten Mutter oder Vater in diesem Sinn nachzueifern, wurden zugleich aber der Familie entzogen: zur ideologischen Erziehung im Deutschen Jungvolk, der Hitlerjugend oder im Jungmädelsbund und im BDM. Einen Familienskandal mit nachfolgender Ächtung gab es vor allem dann, wenn Sohn oder Tochter ihren eigenen Weg außerhalb dieser Einengung durch die ideologische Erziehung suchen wollten, wie etwa meine Mutter, die als junges Mädchen aus dem BDM austrat und von da an geächtet wurde.

Doch schon bald nach Ende des Krieges war die Kleinfamilie nicht mehr als die Urzelle des Staates idealisiert, sie sollte Quelle des sich selbst genügenden privaten Glücks sein.

Schaut man sich die Werbung der fünfziger Jahre an, so präsentiert sich in den Versandhauskatalogen oder den Kaufhausprospekten stets eine glückliche Familie von Vater, Mutter, Kind, selten zwei Kinder. Sie ist für das häusliche Glück auf dem Weg zum Einkauf oder betrachtet zu Hause mit Wohlgefallen die Constructa-Waschmaschine. »Drei sind glücklich«, steht da geschrieben, mit dem Zusatz: »Millionen können es werden.« Oder: Eine Dreierfamilie sitzt einmütig und versunken in bequemen Sesseln, »glücklich vereint beim Fernsehen«. Eine junge Familie präsentiert

sich auf einer Illustrierten mit der Unterschrift »Beim Glück zu Gast«. Ein Kaufhaus wirbt mit dem Slogan: »Für die glückliche Familie bauen wir ein Nest«. Wehe aber, dieses Nest wird von Sohn oder Tochter beschmutzt. Dann brechen »Shame and Scandal« über die Familie ein, wobei »shame« ja sowohl Scham als auch Schande heißen kann.

Der Skandal an sich war die ledige Mutter, also die zweiköpfige, unvollkommene Familie. Und so lag in der Warnung »Komm mir bloß nicht mit einem Blag nach Hause« die größtmögliche Furcht begründet. Orte, an denen es zum Ernstfall kommen konnte, galten als besonders verrucht und wurden mit einem Verbot, meist vergeblich, für die Tochter belegt. Etwa die italienische Eisdielen, wo »böse Jungen« den Mädchen auflauerten, oder der Rummelplatz, wo es am Autoscooterveiert oder in der Raupe zu männlichen Übergriffen kommen konnte, oder irgendein Tanzschuppen, in dem man sich zu nah kommen konnte.

War die Tochter eines Tages trotz aller Warnungen dennoch schwanger geworden, so war die Katastrophe da und nicht mehr zu vertuschen. »Komm mir bloß nicht mehr unter die Augen«, wütete dann der Vater, aber zum endgültigen Rausschmiss aus der Familie kam es dann doch eher selten. Aber die Schmach war da, und die Nachbarn würden ja bald das Unglück auch in Augenschein nehmen können.

Die ledige Mutter mit Tochter oder Sohn wurde zur Unperson erklärt, die Kinder hatten es zu büßen, und schon lag der eigentliche Skandal nicht mehr in der Familie, sondern in der Gesellschaft, die ausgrenzte. Das Kind ohne Vater wurde missachtet, bisweilen gar verhöhnt, als Bastard verschrien, gemieden, sodass es in einem Abseits leben musste. Ich weiß aus eigener Erfahrung, wovon ich spreche.

Und die junge Mutter ohne Mann? Sie wurde häufig zum Freiwild für andere Männer, oft auch gerade für jene, die eine Familie und ein trautes Heim besaßen. Ich erinnere mich an das »Fräulein vom Amt«. Gegenüber dem Telegrafenamts gab es in meiner Heimatstadt



ein Café, wo Männer zu deren Schichtende auf die Fräuleins warteten, die oft junge ledige Mütter waren. Sie galten als leicht zu haben. Da sie ja schon ein Kind bekommen hatten, von irgendeinem Mann. »Flittchen« oder »Früchtchen« wurden sie nicht selten in den Männerrunden hinter kaum vorgehaltener Hand genannt.

Schon gegen Ende der fünfziger Jahre geriet der moralische Zusammenhalt der Familie in Gefahr. Durch den Rock 'n' Roll, der aus den USA hinüber nach Deutschland rollte. It's only Rock 'n' Roll! Das war er eben nicht nur, sondern diese »Affenmusik« war eine »Affen-schande«, eine »apenbare«, wie das niederdeutsche Wort besagt, also eine offenbare Schande. Der Rock 'n' Roll drang in die »heilige Familie« ein, wirbelte sie durch- und auseinander, wenn die Tochter, wenn der Sohn sich zum Gesang von Bill Haley verrenkten, die Tochter von einem fremden Mann über die Schulter geworfen, durch die Beine gezogen wurde. Und dazu noch der Petticoat, der bei jeder Drehung, bei jedem Überschlag so viel Bein und mehr sehen ließ beim Tanz! »Rock around the Clock«. Und diese Musik kam mit dem Kofferradio, das provokativ an der Hüfte getragen wurde, von der Straße womöglich noch ins Haus! Vater tobte, Mutter ließ in der Küche vor Schreck und Empörung über den Lärm die Teller fallen. »Diese Musik ist ja schlimmer als die Atombombe«, meinten diejenigen, die im letzten Krieg gerade noch einmal davongekommen waren. Der Rock 'n' Roll war eine Bedrohung für die Elterngeneration, für deren Kinder eine Befreiung. Sie teilte die Familie in zwei Hälften. Ich erinnere mich, ich war gerade einmal 14 Jahre alt, an ein Konzert von Bill Haley in der Dortmunder Westfalenhalle. Seine Musik elektrisierte und stachelte derart auf, dass am Ende des Konzerts wie auch in Essen und Westberlin kein einziger Stuhl mehr heil war, nicht nur zu meinem Vergnügen.

Und: Mit dem Rock 'n' Roll und dem Lebensgefühl eines James Dean traten die Halbstarcken ins Bild. Noch eine Bedrohung! Sie lungerten in ihren schwarzen Lederjacks, mit

geölten Haaren und kecker Tolle an Straßenecken rum, provozierten Bürger, schlugen sich und andere, missachteten jede öffentliche Ordnung, besetzten Straßen und Plätze, machten Krawall, erwarteten die »Überfallkommandos« der Polizei und fielen dann mit Steinen und Flaschen über sie her. Die bis dahin braven Bürgermädchen bewunderten diese Kerle.

»Lasst euch bloß nicht mit diesen Verbrechern ein«, warnten die Eltern. Letzte Warnungen, bevor die Welt aus den Familienfugen geriet, aus der gut gefügten Hausordnung. Als dann 1962 in Schwabing auch die Bürger-Söhne und -Töchter auf die Straße gingen und von der Polizei geprügelt und verhaftet wurden, war das mehr als ein Signal.

In der zweiten Hälfte der sechziger Jahre kam es nämlich noch schlimmer: Das Drama kam per Fernseher gar in die gute Stube. Samstagnachmittags, kurz vor der Sportschau mit Ernst Huberty. Der »Beat-Club« mit der leibhaftigen Versuchung Uschi Nerke. Familienkrach zu Beginn des Wochenendes in vielen deutschen Wohnzimmern. »Mach den Kasten leiser«, schrie der Papa, »schrei nicht so laut«, die Mama. Diese Negermusik, stöhnten sie gemeinsam, sahen angewidert hin und weg, wenn Jimi Hendrix die Gitarre malträtierte. Dazu die langen Haare der Stones und der Beatles. »Du könntest auch mal wieder zum Friseur gehen«, meckerte der Vater den Sohn an. Der Familienskandal hatte eine neue Qualität, er tobte sich zwischen den beiden Generationen im Haus selbst aus. Nur gut, dass es beim Nachbarn nicht besser aussah, denn auch dort flimmerte die musikalische Revolte ins Wohnzimmer. Also war alles nicht ganz so schlimm. Man musste sich wenigstens vor denen von nebenan nicht schämen. Zweimal Familienschande, das hob sich irgendwie gegenseitig auf.

Doch die bürgerliche Kleinfamilie der fünfziger/sechziger Jahre war in Auflösung begriffen, bevor um 1968 ihr Ende auch verkündet wurde. Und da alles im Wandel begriffen war, verlor auch der Familienskandal an Virulenz.

Christian Demand

Skandal! Skandal!

Ein Nachruf

I

Als moderne Kunst noch moderne »Kunst« geschrieben wurde – und so lange ist das gar nicht her –, markierten Skandale die Frontlinien erbitterter Kulturkämpfe. Vom Beginn des 19. bis weit ins 20. Jahrhundert hinein waren sie Treibrad eines abenteuerlichen Formenwandels, Katalysator sozialer Umbildungen, kollektive ethische Reinigungsübung, Befestigungswerk für kunstkritische Grabenkämpfe, mediale Inszenierung, ästhetische Normenkontrollpeilung, Empörungsbefeuerungsmaschinerie, Abgrenzungsmechanismus, Selbstverortungsinstrument. In der Selbstwahrnehmung der Beteiligten aber markierten sie vor allem einen tiefen Riss in einer Kultur, die von den einen als vergreist und abgelebt empfunden wurde, während die anderen den Status quo mit allen Mitteln zu verteidigen bereit waren, wobei beide diese Kultur im emphatischen Sinne als die *ihre* und zugleich ihre spezifischen kulturellen Wertvorstellungen als für jedermann ohne Weiteres zumutbar begriffen.

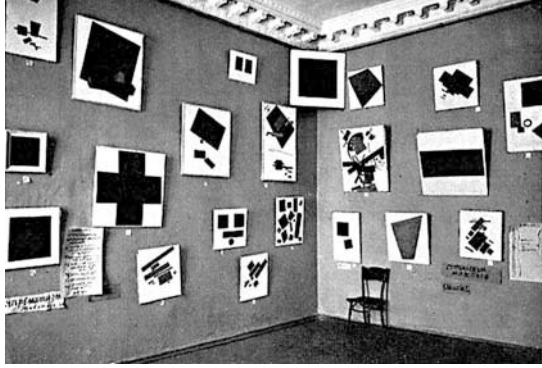
Das historische Paradebeispiel dafür ist hierzulande die sogenannte Munch-Affäre aus dem Jahr 1892, die in keiner kunsthistorischen Übersichtsdarstellung der Jahrhundertwende fehlen darf. Der Verein Berliner Künstler hatte damals den zu diesem Zeitpunkt dem breiten Publikum wenig bekannten norwegischen Maler Edvard Munch zu einer Einzelausstellung eingeladen, die Proteste nicht nur seitens einiger Kritiker – »Formlosigkeit und Brutalität der Malerei«, »Rohheit und Gemeinheit der Empfindung« –, sondern auch der Teile des Publikums auslöste, die hier jedes gesunde ästhetische Empfinden verletzt sahen. Auch eine Reihe im Verein organisierter, gesellschaftlich einflussreicher Künstler äußerte sich empört über die unerhörten akademischen Regelverstöße, die ihnen der Künstler mit seiner offensichtlich bewusst kunstlosen Malweise zumutete, kurz: Die Aufregung war groß, das Ausstellungskomitee gab dem öf-

fentlichen Druck nach, die Schau wurde vorzeitig geschlossen.

Die Fortsetzung der Geschichte, die einige Wochen lang auch über Berlin hinaus die Gazetten beschäftigte und den konservativen Gegnern Munchs das trügerische Gefühl gab, der Kunstbetrieb ließe sich im Zweifelsfall durch normative Setzungen von außen steuern (während sie tatsächlich dem Künstler ungewollt zu reichlich Publicity und damit letztlich zu einem Karriereschub verhelfen), ist bekannt: Die ästhetische Moderne setzte sich im Verlauf des 20. Jahrhunderts auf allen institutionellen Ebenen durch, Munch galt bald als einer ihrer wichtigsten Wegbereiter und als solcher selbstverständlich als museumswürdig – all diejenigen, die das schon immer gewusst hatten, fanden sich triumphal ins Recht gesetzt, die Traditionalisten dagegen gingen, beschämt durch den Siegeszug der modernen Kunst, als kleinkarierte, philiströse, kulturell ahnungslose Hanswurst in die Kunstgeschichte ein.¹

II

Dass Konflikte wie dieser in den Kunstzentren Europas seit Anfang des 19. Jahrhunderts mit einer gewissen Regelmäßigkeit auftraten – wobei, wie die Erfahrung zunehmend zeigte, der Erfolg der Sezessionisten und Abweichler auch durch repressive Mittel nicht aufzuhalten war –, verlieh der Auffassung eine gewisse Plausibilität, das spezifisch Moderne an der künstlerischen Moderne sei ihre radikale Absage an die Tradition. Dieses Interpretationsmuster, das es erlaubte, die stete Verkennung innovativer künstlerischer Positionen durch ein empörtes Mehrheitspublikum als zwangsläufige Folge leicht durchschaubarer intellektueller Adaptionsprobleme und psychischer Widerstände zu verbuchen, lag nicht nur der Selbstdeutung der meisten Apologeten antiakademischer



und avantgardistischer ästhetischer Programme zugrunde, es setzte sich schließlich auf breiter Ebene auch als kunsthistorisches Standardnarrativ durch und behielt im Wesentlichen seine Gültigkeit bis in die späten 1970er Jahre.²

Selbst erbitterte Gegner der Moderne übernahmen – wenn auch zähneknirschend – die kunsthistorische Deutungsmatrix ihrer Befürworter. »Mit dem Wort *moderne Kunst*«, schrieb etwa der konservative Kunsthistoriker Hans Sedlmayr 1955, »wird – ob man es rühmend oder ablehnend gebraucht – die Vorstellung hervorgerufen, irgendwann in *unserer Zeit* sei in der Kunst und durch sie etwas *ganz Neues* entstanden, etwas, was diese *moderne Kunst* und nur sie gründlich von aller *alten Kunst* unterscheidet.«³ Das Buch, aus dessen Einleitung das Zitat stammt, zitierte im Titel eine seinerzeit wieder und wieder benutzte Formel: *Die Revolution der modernen Kunst*.

Auch wenn seither erhebliche Zweifel sowohl an der Datierung als auch an der Nachhaltigkeit dieser radikalen Umwälzung aufgekommen sind, bringt die Revolutionsmetaphorik das gängige Verständnis der kulturellen Wertverschiebung der vergangenen 200 Jahre im Wesentlichen noch immer auf den Punkt: Worin sich alle Forscher derzeit einig seien, hieß es etwa in einem der zahlreichen Sammelbände zur Moderneforschung, die um die Jahrtausendwende erschienen, das sei »die Identität von ›modern‹ und ›neu‹ [...], die Art und Weise, in der das ›Moderne‹ als konstitutiver Traditionsbruch verstanden wird – notwendigerweise auch als Bruch mit der Selbstentwicklung der sich immer wieder ablösenden Avantgarden. In dieser Besonderheit der Moderne gründet sich paradoxerweise ihre Tradition. In der so verstandenen Moderne ist das Neue schlechthin [...] erstmals in der Kulturgeschichte ein Wert an sich.«⁴

III

Das hat man in dieser oder ähnlichen Formulierungen schon so häufig gehört, dass man sich zwingen muss, nicht einfach ohne Weiteres drüber hinwegzulesen. Näher besehen war es allerdings schon immer alles andere als einleuchtend, weshalb ausgerechnet Innovation jemals plötzlich als Wert per se hätte empfunden werden sollen. Schließlich war das Neue die längste Zeit der europäischen Kulturgeschichte über eher übel beleumundet. Das lässt sich unter anderem sehr zuverlässig an der kontinu-

ierlichen ethischen Geringschätzung der Mode ablesen, die, besonders in ihren luxurierenden Spielarten, in aller Regel unter dem Generalverdacht der Willkür und Beliebigkeit stand.

Auf dem Feld der Kunst, die bekanntlich die längste Zeit über kultische und repräsentative, also sozial stabilisierende Funktionen zu erfüllen hatte, war exzessive Innovationsbereitschaft erst recht nicht vorgesehen. Da die längste Zeit der europäischen Kunstgeschichte über das Schöne als dem Wahren und Guten wesensverwandt angesehen wurde, war Formenwandel hier nur in dem Umfang erwünscht, wie er die ideale, gemeinverbindliche und unveränderliche ästhetische Ordnung nicht störte. Zwar gab es selbstverständlich auch Raum für das Außergewöhnliche, So-noch-nicht-Dagewesene. Die beiden wichtigsten Kategorien etwa, mit denen die Kunsttheorie der Renaissance das Wesen künstlerischen Wirkens zu fassen versuchte, *imitatio* und *aemulatio*, setzten voraus, dass Künstler sich stets an angemessenen Vorbildern zu orientieren hätten, verlangten aber auch, dass sie zugleich alles daransetzen müssten, diese Vorbilder nach Möglichkeit zu überbieten. Allerdings war das klassisch antike Schönheitsideal, dem sie dabei nichtsdestoweniger verpflichtet waren, unverrückbar vorgegeben.

Von einer Wertschätzung der Innovation um ihrer selbst willen kann also bis ins 19. Jahrhundert, als die Antike ihre Glaubwürdigkeit als Kronzeuge für die rechte kulturelle Ordnung rasant verlor, keine Rede sein. Aber auch danach trat nicht etwa das Neue als solches an die Stelle des neuen Alten, sondern vielmehr das Neue als das noch ältere Alte. Von Courbet und Manet, Gauguin und van Gogh über Munch, die Expressionisten, die Fauves, Art-Brut, die gestische Abstraktion bis hin zu den Performancekünstlern der 1960er Jahre: Fast alle erfolgreichen Kampagnen zugunsten künstlerischer Innovationen wurden im Namen eines Alten, Ursprünglichen, unstrittig Legitimen geführt – ob nun des Unbewussten oder der Urzeitmenschen, der Geistesgestörten, der Naturvölker, der Kinder, der Naiven, der durch die Massenkultur verschütteten emotionalen Tiefenschichten etc. pp.

IV

Dass vormoderne wie moderne Künstler zur Legitimation des Neuen gleichermaßen auf das Alte rekurrierten, weist auf eine gemeinsame Begründungsproblematik hin, wel-



che die Revolutionsmetaphorik unterschlägt. In beiden Fällen diene der Verweis auf sakrosancte Quellen vor allem dazu, die Innovationen der Kunst als unbedingt relevant, einmalig und notwendig erscheinen zu lassen und sie so von den als beliebig empfundenen Novitäten der Mode abzusetzen. (Nicht umsonst lautete der Standardvorwurf gegen die moderne Kunst von Nordau bis Hitler, die Frequenz der einander ablösenden -ismen gliche jener der Damenmode.) Das epochenübergreifende Misstrauen in die legitimatorische Kraft des Neuen als des Neuen war zugleich die Kehrseite der ebenso langlebigen Vorstellung, die Ordnung der Kultur habe idealerweise zeitlich stabil, hierarchisch eindeutig und für jedermann verbindlich zu sein. Man sollte glauben, dass diese Auffassung mit den technischen und politischen Umbrüchen und sozialen Fragmentierungsprozessen seit Mitte des 18. Jahrhunderts ins Wanken geraten wäre. Die kulturellen Leitbegriffe – *die Kunst, die Kultur, das Publikum, das Museum, die Geschichte* –, die seinerzeit ins Leben gerufen wurden, deuten allerdings eher auf das Gegenteil hin. Selbst die radikalsten Avantgardisten und Museumsstürmer bauten auf diese unifizierenden Singulare – auch die Revolution sollte für alle gleichermaßen verbindlich gelten.

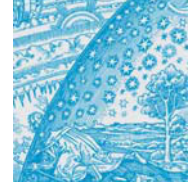
Selbst wenn wir noch immer wohlgenut mit diesen problematischen Begriffen hantieren – auf einen Universalismus von solcher Unbedingtheit trifft man im heutigen Kunstbetrieb nur noch bei schlichten Gemütern und ästhetischen Folkloretänzern. Das bedeutet nicht, dass das Neue nicht auch weiterhin unter Willkürverdacht stünde, doch angesichts des vielgestaltigen Pluriversums der Gegenwartskunst mit ihren spezialisierten Märkten und differenzierten Publika sind Mehrheitsvoten reine Fiktion. Als Faustregel gilt: Irgendjemand empört sich immer, aber dabei handelt es sich nicht etwa um Kulturkämpfe, sondern um Betriebsbegleitgeräusche. Zeitgenössische »Skandalkunst« ist dementsprechend ein eigenes Fach, ein eingeführtes Genre, in dem Provokationsprofis wie die Brüder Chapman, Wim Delvoye oder Andres Serrano brillieren (dessen blasphemische Fotoarbeit *Piss Christ* noch 2011, also sage und schreibe 25 Jahre nach ihrer Entstehung, auf einer Ausstellung von einem aufgebrachten Besucher beschädigt wurde). Wer bei Google nach ›Kunst‹ und ›Skandal‹ sucht, findet an vorderster Stelle fast ausschließlich Links zu Fälschungsskandalen – nichts ist skandalöser als ein Vergehen gegen die geschäftliche Verlässlichkeit.

1 Wie wenig diese simple Schwarz-Weiß-Zeichnung der Komplexität der tatsächlichen historischen Ereignisse entspricht, zeigt die Studie von Monika Krusch: *Die Munch-Affäre – Rehabilitierung der Zeitungskritik. Eine Analyse ästhetischer und kulturpolitischer Beurteilungskriterien in der Kunstberichterstattung der Berliner Tagespresse zu Munchs Ausstellung 1892*. Berlin 1997.

2 Tatsächlich trifft man bis heute auf kunsthistorische Darstellungen, welche die gesellschaftliche Durchsetzung der ästhetischen Moderne nach dem Muster des für den Kunstskandal typischen Dreischritts »Verkennung – Sanktion – Beschämung« beschreiben. Geradezu idealtypisch nach diesem Schema ist Uwe M. Schneedes *Geschichte der Kunst im 20. Jahrhundert* (München 2001) gestrickt.

3 H. Sedlmayr: *Die Revolution der modernen Kunst* (1955). Köln 1996, S. 8

4 N. Saul: »Experimentelle Selbsterfahrung und Selbstdestruktion: Autonomie des Ichs in der literarischen Moderne«, in: S. Vietta und H.-G. Kemper (Hg.): *Ästhetische Moderne in Europa. Grundzüge und Problemzusammenhänge seit der Romantik*. München 1998, S. 321–342, hier S. 322



Andreas Urs Sommer

Skandalöses Philosophieren

Gibt es eine universitäre Disziplin, die weniger Skandal, weniger von sich reden macht als die Philosophie? Gibt es eine universitäre Disziplin, die weniger öffentliches Ärgernis erregt? Gibt es eine Disziplin, die sich besser anschmiegt an das akademisch und sozial Geforderte? Wie um alles in der Welt könnte die Philosophie als jene akademische Unternehmung, die die Eruiierung, Normierung und Verwaltung des moralisch Gesollten zu ihrem Kernanliegen erklärt, skandalös sein, wenn Skandal »ein öffentlich gegebenes Beispiel der Verachtung strenger Pflichtgesetze ist« (Immanuel Kant: *Die Metaphysik der Sitten*, 2. Theil: Metaphysische Anfangsgründe der Tugendlehre, § 48)?

Hat die Philosophie an ihrem ureigensten Skandal nicht schon genug zu beißen, sodass sie als Philosophie für die Welt nicht auch noch um Skandale besorgt sein kann, sondern nur für allseitige Beruhigung und Abspannung sorgt? Dieser ureigenste »Skandal der Philosophie« bestehe darin, »das Dasein außer uns [...] bloß auf Glauben annehmen zu müssen und, wenn es jemandem einfällt es zu bezweifeln, ihm keinen genugthuenden Beweis entgegenstellen zu können« (Immanuel Kant: *Kritik der reinen Vernunft*, B XL, Anmerkung). Der »Skandal der Philosophie« sei es also, die Existenz der Außenwelt nicht beweisen zu können, was wiederum Martin Heidegger zu der Replik provozierte, dieser Skandal liege nicht eigentlich darin, dass ein solcher Außenwelt-Beweis noch ausstehe, »sondern darin, daß solche Beweise immer wieder erwartet und versucht werden« (*Sein und Zeit*, § 43a). Für den philosophischen Laien ergibt sich daraus zwanglos der Befund, dass die Philosophie mit ihrem eigenen Skandal zu sehr absorbiert ist, als dass sie noch Zeit fände, außerhalb ihrer akademischen Mauern für Skandale zu sorgen. Die Nicht-Beweisbarkeit der Außenwelt oder die Suche nach der Beweisbarkeit der Außenwelt ist für den Laien kaum ein Umstand, der ihn zu skandalisieren vermag.

Viel skandalöser erscheint es dem Laien, dass die Philosophie die Aufmerksamkeit der von ihr infizierten Individuen absorbiert und auf Welt- oder Selbstbespiegelung lenkt, anstatt diese Aufmerksamkeit auf die leidenden, anderen Menschen umzuleiten – anstatt von Denken auf Tun umzustellen. Ist es zu rechtfertigen, fragt er, dass jemand Philosophie treibt, anstatt sich um die Hungernen in Mali und die Bürgerkriegsopfer in Syrien zu kümmern? Müssten die Philosophen nicht zuallererst alles Leiden in der Welt beseitigt haben, bevor sie sich der philosophischen Reflexion hingeben dürften? Thematisieren und propagieren Philosophen nicht unentwegt »Moral« – und sind doch zeitgleich dabei, sich moralischer Verpflichtung zu entziehen, öffentlich ein »Beispiel der Verachtung strenger Pflichtgesetze« zu geben? Liegt der eigentliche Skandal der Philosophie nicht in der Diskrepanz zwischen gepredigtem und faktisch ausbleibendem Handeln, zwischen Handlungsverzicht und Handlung, zwischen Denken und Tun?

Einmal auf dieser Schiene, wird der philosophische Laie diesen Gedankengang hartnäckig weitertreiben, nicht ohne den Verdacht skandalöser Immoralität gegen die Philosophie nach seinen eigenen Entstehungsbedingungen zu befragen. Hat erst die moderne egalitär-demokratische Weltanschauung, die jedem einzelnen Menschen unabhängig von Stand und Geschlecht die gleiche Würde und damit dem Leiden jedes einzelnen Menschen die gleiche Aufmerksamkeitsberechtigung zubilligt, den Verdacht skandalöser Immoralität auf die Philosophie gelenkt? Erst wenn moralisch unbedingte Aufmerksamkeit für jeden einzelnen Menschen geboten ist, kann man es den Philosophen zur Last legen, dass sie sich nicht um das Wohl jedes einzelnen Menschen kümmern. Stecken, fragt der Laie weiter, die moderne egalitär-demokratische Weltanschauung und der durch sie verursachte Selbstrechtfertigungsnotstand der Philosophie hinter dem gegenwärtig anscheinend unstillbaren Bedürfnis der



Philosophen, moralische Ansprüche und normative Ethiken zu formulieren? Ist dieser gespreizte philosophische Moralismus nur Ausdruck des schlechten Gewissens, sich eigentlich skandalös zu verhalten – indem man denkt statt tut? Kompensieren die Philosophen ihre immoralische Handlungsunlust mit einem Überfluss an moralischen Worten?

Sicher, bedenkt der philosophische Laie, das, was ihm als Skandal der Philosophie erscheint, die Diskrepanz zwischen Denken und Tun, ist weit über die Philosophie hinaus verbreitet: Muss nicht jede Art menschlicher Tätigkeit, die sich nicht um die Linderung von Leid und die Mehrung von Wohl anderer Menschen (ja aller Lebewesen) bemüht, als moralisch problematisch oder gar verwerflich gelten? Ist es zu rechtfertigen, dass ich Cello übe, zum Tanz gehe, Gemälde anschau, einen Roman lese oder Fußball spiele, solange Menschen und andere Lebewesen auf dieser Erde leiden? Erhebt die moderne egalitär-demokratische Weltanschauung, die jedem einzelnen Menschen denselben Anspruch auf Glück zubilligt, nicht zumindest implizit die unbedingte Forderung, ich solle mit der Befriedigung meiner eigenen, außer-moralischen Interessen erst anfangen, wenn die Glücksbedürfnisse der anderen gestillt oder doch zumindest ihr Leiden beseitigt ist? Fordert diese Weltanschauung nicht, dass wir moralische Heilige werden, die ihre eigenen Bedürfnisse so lange zurückstellen, bis die Bedürfnisse anderer wenigstens nicht mehr grob verletzt werden?

Gemach, gemach, wird der Homo oeconomicus auf das bange Fragen des philosophischen Laien erwidern – das wohlverstandene, rationale Eigeninteresse, das dem biologischen Programm der Selbsterhaltung zugrunde liege, gebiete, zuerst für sich selbst zu sorgen, bevor man sich um andere Sorge. Falls der Laie darauf nichts zu antworten weiß, wird er sich wieder der Philosophie zuwenden und betonen, dass diese sich im Unterschied zu allen anderen menschlichen Betätigungen – von Cello-Üben bis Fußball-Spielen – weder mit einem biologischen Selbsterhaltungsprogramm noch mit Nichtwissen herausreden könne. Der Cellist oder der Fußballspieler mag zur Not immer noch behaupten, er sei weder über Moral noch über das herrschende Elend unterrichtet und würde daher bis zur erfolgten Aufklärung dem Cello-Üben oder dem Fußball-Spielen obliegen. Philosophen hingegen halten sich für die maßgeblichen Experten in Sachen Moral. Ist Philosophie womöglich die einzige menschliche Betätigung, die sich in vollem Wissen um das Sollen nicht um

dieses Sollen kümmert, sondern überaus bewusst etwas anderes, etwas weniger Wichtiges als dieses Sollen in den Vordergrund rückt – das Nachdenken. *Damit*, durch ihr Wissen, so spinnt der Laie den Gedanken weiter, wird die Philosophie erst skandalös, ja verbrecherisch. Da hilft es auch nicht, wenn die Philosophen sich die Zuständigkeit für die universelle Moral, für die »sittliche Weltordnung« anmaßen, um wenigstens den Anschein ihrer eigenen Immoralität zu verhehlen: Universal-moralverkündung als Denkmäntelchen für die eigene Unmoral.

Wie konnte es, bohrt der Laie weiter, zu diesem Skandal der Philosophie kommen? Liegt es daran, dass die Philosophie ursprünglich in einer ganz anderen Weltanschauung gründet? Die Erfinder der Philosophie waren weder Demokraten noch Egalitaristen, sondern haben mitunter – besonders prominent im Falle Platon – ihre politische Philosophie gegen Athens Demokratie ins Feld geführt. Philosophie bedeutete Distanznahme gegenüber herrschenden Meinungen, wovon die herrschende Moral nicht ausgenommen zu sein braucht. Sosehr sich Philosophie in der Gegenwart der egalitär-demokratischen Weltanschauung anbequemt hat und sich sogar zu ihrem Sprachrohr macht, so wenig bringt dies doch die Distanz zum Verschwinden, die ihren Habitus bestimmt. Philosophie bleibt im Modus des distanzierenden Denkens und Redens, sodass sie, nimmt man dieses Denken und Reden als Handeln – oder genauer: als Verzicht auf ein das Wohl der anderen beförderndes Handeln – zum Nennwert, nach Maßgabe der gegenwärtigen Moral als unmoralisch gelten muss. Wenn Philosophie, so sinniert der Laie weiter, bei sich selber und damit im Modus des distanzierenden Denkens bleiben soll, hätte sie dann nicht die Aufgabe, den Wert des Nicht-Moralischen aufzuzeigen, den absoluten moralischen Anspruch der egalitär-demokratischen Weltanschauung zu brechen, indem sie sie relativiert? Philosophie würde den inneren Widerspruch in der egalitär-demokratischen Weltanschauung aufweisen, die ja auch will, dass der Einzelne sein eigenes Glück verwirklicht, das Eigene tut. Sollte Philosophie dieses Recht auf das Eigene verteidigen, statt sich herzugeben für demokratisch-egalitäre Vasallendienste? Könnte Philosophie nicht zeigen, dass es Dinge gibt, die ebenso gesollt sind wie das moralisch Gesollte, die Sorge um das Wohlergehen und die Leidensminderung anderer? Inwiefern ist beispielsweise die Reflexion oder das Schaffen oder das Cello-Üben oder das Fußball-Spielen von ebensolchem Wert wie das moralisch Gesollte? Wie, wenn Philo-



sophen plausibel machen, dass auch das Moralische nur ein partikulares Recht hat, eine Domäne neben anderen Domänen ist, und keine Majestätsrechte gegenüber anderen Wirklichkeitssphären besitzt? So skandalös sich Philosophie dann noch immer aus Sicht der egalitär-moralischen Weltanschauung ausnimmt, wäre sie in ihrem immoralischen Dasein doch gerechtfertigt, wenigstens sich selbst gegenüber. Bis zu dieser erneuten kopernikanischen Wendung bliebe es das Grundparadox der Philosophie, dass sie moralisch skandalös und verbrecherisch erscheint, selbst (und besonders dann) wenn sie sich als Speerspitze der moralischen Aufrüstung geriert.

Erschöpft von seiner Arbeit am Begriff, lehnt sich der philosophische Laie zurück. Aber die Rast währt nicht lange, denn die Säure des Zweifels zersetzt die Gewissheit sehr rasch, den wahren Skandal der Philosophie mit Ursachen und Abhilfen aufgedeckt zu haben. Was, wenn der eigentliche Skandal der Philosophie ganz woanders zu suchen wäre? Nämlich gerade darin, dass sie keinen Skandal macht, dass sie sich wie ein panisches Tier in die hinterste Ecke verdrückt, indem sie ›Wissenschaft‹ zu sein vorgibt? Ist der Skandal – beim Wort genommen: der Fallstrick – der Philosophie ihre Mutlosigkeit? Wäre dem so, müsste sie sich als Wagnis neu erfinden?

Der philosophische Laie horcht mit einiger Beklommenheit dem Wort ›Wagnis‹ und seinem Widerhall nach. Will er die Philosophie wirklich auf Wagnis und Wagemut einschwören, denen sie doch bislang ausgesprochen reserviert gegenüberstand? Befand sie sich denn nicht immer schon in einem gleichfalls skandalösen Zwiespalt, nämlich im Zwiespalt zwischen Wagnis und Vergewisserung, zwischen Abenteuer und Sicherstellung. Das Wagnis, überlieferte Denk- und Glaubensformen zu überwinden, stand am Beginn philosophischen Geschäfts. Aber dieses Wagnis war schon bei Anaximander begleitet vom Streben nach Sicherstellung, nach neuen Gewissheiten, diesmal gewonnen aus dem Denken selbst. Vergewisserungen sind das strukturell notwendige Komplement zum Wagnis. Keiner kann unentwegt im Wagnis leben; stets bedarf man der Netze, der Seile, der doppelten Böden. Als Wagnis allein hätte die Philosophie niemals den Augenblick ihrer Geburt überstanden. Aber, so fragt der philosophische Laie verzagt, schnürt heute Philosophie in ihrem akademischen Sekuritätsinteresse nicht dem Wagemut die Luft ab? Was wäre, wenn sich die Philosophen zu neuer Verwegenheit aufrafften, wenn sie den formalen Zwängen ebenso wie den materialen Zwängen

entsagten? Wenn sie aufhörten, sich hinter der akademischen Abhandlung als der einzig angemessenen Form des philosophischen Schreibens zu verschanzen und stattdessen neue Ausdrucksformen fänden? Wenn sie nicht länger die Themen- und Antwortzwänge reproduzieren, in denen sie sich lange genug eingegelt haben? Dann könnte Philosophie, sinniert der philosophische Laie, wieder Skandal machen, indem sie eine lebensgestaltende und lebensverändernde Macht wird. Aber ob die Philosophen so skandalös werden wollen?



Klinikum rechts der Isar
TU München



claudia schmölders

Ärger mit den »Lumpen«

Prof. Dr. Golo Mann, 1963

In seiner vielgerühmten Biografie widmet Tilmann Lahme ein ausführliches Kapitel der bösen Intrige in den 1960er Jahren in Frankfurt am Main, die Golo Mann noch bis ins Ende der 1980er Jahre begleiten sollte. Nicht als ob GM ein besonders friedfertiger Mann gewesen wäre. Sein Bruder Klaus fand, von »skurriler Ernsthaftigkeit, konnte er sowohl tückisch als auch unterwürfig sein. Er war diensteifrig und heimlich aggressiv; dabei würdevoll wie ein Gnomenkönig.« Mindestens drei große Fehden hat GM in seinem Leben teils verursacht, teils erlitten. Die eine ging gegen Hannah Arendt, deren Eichmann-Buch er empört rezensierte. Die andere folgte im Bruch mit dem gemeinsamen Doktorvater Karl Jaspers, dem er die Förderung Arendts vorwarf. Die spektakulärste spielte aber wohl doch in seiner wissenschaftlichen Laufbahn. Eben sie, oder genauer, ihren Verlust 1963 – er unterrichtete immerhin seit 1960 an der TU Stuttgart im Fach Politische Wissenschaften – verdankte er T. W. Adorno und Max Horkheimer.

In einem späten Interview mit Gero von Boehm anlässlich seines 80. Geburtstages, gesendet im Januar 1989, bezeichnete GM die beiden, ihm schon aus Kalifornien bekannten Personen als »Lumpen« mit dem Zusatz: Er wisse, was er sage. Joachim Fest wiederholte den Vorwurf in seiner Zeitung, und ein mittlerer Sturm brach los. Die *Frankfurter Rundschau* initiierte eine Unterschriften-sammlung der Frankfurter Schule; GM selber rekapitulierte den Skandal in der *FAZ* unter dem Titel »Späte Antwort«. Und so stellt es Tilmann Lahme rückblickend 2009 dar: Adorno und Horkheimer hatten 1963 offenbar eine Berufung Golo Manns auf einen Lehrstuhl für Politische Wissenschaft in Frankfurt am Main verhindert – obgleich Horkheimer, mit dem GM lange Zeit gutstand, selber noch 1954 dafür plädiert hatte. 1960 wollte dann der damalige Kultusminister Schütte, ein Bewunderer des Historikers GM, den Verfasser nach Frankfurt berufen – aber schon im April kam diesem zu Ohren, dass Adorno

»dirty stories« über ihn verbreite, »probably in connection with Dr. Hacker« – so ein Eintrag im Tagebuch vom 1. Mai 1960. Tatsächlich war GM acht Jahre zuvor bei Dr. Hacker in Behandlung gewesen, aus Liebeskummer – Hacker wiederum besaß eine Hacker-Foundation, in der ausgerechnet Adorno als Forschungsdirektor fungierte. Der Klatsch war zwar alt, funktionierte aber immer noch und in Zeiten strafbarer Homosexualität verheerend. Nach einer Aussage von Hans-Martin Gauger erhielt Kultusminister Schütte eines Tages sogar einen diesbezüglichen Brief mit der Bemerkung, »Golo Mann sei homosexuell und damit untragbar als Lehrer der akademischen Jugend« (Lahme, S. 290). Allerdings findet sich ein solcher Brief – angeblich von Horkheimer – weder in den Akten des Kultusministers noch in den Frankfurter Universitätsakten, noch im Nachlassbestand des Kultusministers in der Friedrich-Ebert-Stiftung, geschweige denn in den Nachlässen Adornos oder Horkheimers.

Nun war aber dieses Ondit nicht die einzige Invektive zur Verhinderung der Lehrstuhlbesetzung. Viel schwerer wog die Intrige aus politischen Gründen. Nicht die Historiker, sondern die Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät hatte durch Fritz Neumark, den damaligen Rektor der Universität, 1962 GM brieflich ein neu zu schaffendes Ordinariat für Politische Wissenschaft angeboten. Einrichten wollte man es, da der bisherige Inhaber Carlo Schmid sich als Vizepräsident des Deutschen Bundestages nicht mehr genügend intensiv der Lehre widmen könnte. GM schrieb sich sofort ins Tagebuch, dass er diesen Ruf ablehnen müsse – das hässliche Frankfurt sei kein Lebensumfeld für ihn. Im Mai 1962 erneuerte Neumark bei einem Besuch aber seinen Antrag; auch Carlo Schmid setzte sich für ihn ein, und im November setzte die Fakultät GM in der Tat auf Platz eins ihrer schon vorhandenen Berufungsliste, da der erste Kandidat abgesagt hatte.

Nun brachte Horkheimer seine Einwände gleich beim Ministerium vor. Am 10. Januar 1963 erhielt die damals



amtierende Ministerialrätin Helene von Bila ein Schreiben mit »Beanstandungen von Professor Horkheimer in Bezug auf die Berufung von Golo Mann«, in dem ein Vortrag über Antisemitismus erwähnt wurde, den GM im Juni 1960 vor dem Rhein-Ruhr-Club in Düsseldorf gehalten hatte. Der Text erschien zunächst in der *Deutschen Zeitung* in gekürzter Form, kursierte dann aber bald in hohen Auflagen auch als Broschüre. Sofort nach Erscheinen wurde er im Institut für Sozialforschung diskutiert und kritisiert. Auf dieser Grundlage griff Horkheimer 1963 dann zu schärfsten Mitteln: Er appellierte an das American Jewish Committee (AJC), bei dem er selber die Funktion eines Chief Consultant innehatte, und bat den Europadirektor Zacharias Shuster in Paris um Stellungnahme. Lahme hat das Antworttelegramm vollständig abgedruckt:

»Believe that Golo Manns Essay Antisemitism might cause more harm than good by making important concessions to basic traditional charges about undue Jewish influence in public life in Germany STOP this charge was one of [the] major arguments [of] German and Nazi Antisemitism and in my opinion even the least admission of it is dangerous STOP Mann probably well intentioned but his mildness in treatment of [the] problem and [his] concession referred to represent I believe subtle and perhaps semi conscious unfavourable leanings regards = Shuster« (Lahme, S. 298).

Vielleicht nur halb bewusste Zugeständnisse an den Antisemitismus: Der Vorwurf des »heimlichen Antisemitismus« war in die Welt gesetzt. In einem anschließenden Brief verstärkte Shuster sein Argument, indem er auf GMs Formulierung vom »Dritten Reich« als einer »Nazi-Episode« sprach, was doch gleichbedeutend mit einer Minimierung des Phänomens sei. Schien dieser Strang der Intrige noch ganz auf Horkheimer beschränkt, so zeigte sich bald noch ein älterer mit Bezug auf Adorno. Als Nachbar der Familie Mann in Pacific Palisades, als Berater des Dichters Thomas Mann beim Schreiben des *Dr. Faustus* seit 1942, kannten die Kinder Adorno schon früh – und schon früh mochten sie ihn offenbar nicht; für GM war er »ein wichtigtuerisches Ekel«. Als der Roman erschien und Adorno insistierte, dass er (und nicht nur Schönberg) den Dichter musiktheoretisch beraten habe, lieferte Thomas Mann eine eigene Entstehungsgeschichte des Romans nach, in welcher Adornos Anteil gewürdigt wurde. Aber nach dem Tod des Autors versuchte vor allem Tochter Erika, diesen Anteil wieder herunter-

zuspielen und Adorno ihrerseits zu schaden. Ein Fund kam ihr zupass: Adorno hatte unbegreiflicherweise in den ersten NS-Jahren einige regimeberauschte Rezensionen geliefert, darunter ein Lob jener Männerchöre, die Gedichte von Baldur von Schirach sangen – für Adorno ein Beispiel der neuen Romantik, »die Goebbels als »romantischen Realismus« bestimmt hat« (Lahme, S. 292).

Diesen Sachverhalt versuchte nun Golo Mann nach seiner Rückkehr und auf Betreiben von Erika publik zu machen, erst in der *Frankfurter Rundschau*, dann in einer Frankfurter Studentenzeitschrift namens *Diskus*. Im Januar 1963 fragte schließlich ein Student namens Claus Chr. Schroeder in einem offenen Brief, warum Adorno seine Autorschaft in diesem, doch durchweg antisemitischen Organ bisher verschwiegen habe (Lahme, S. 294). Adorno antwortete: »Ohne im mindesten zu beschönigen, was ich bereue, möchte ich es doch der Gerechtigkeit anheim stellen, ob die inkriminierten Sätze gegen mein oeuvre und mein Leben ins Gewicht fallen« (ebd.). Im Februar wusste Helene von Bila im Ministerium über alles Bescheid; auch Fritz Neumark war informiert, und dennoch plädierte er, der Jude und ehemalige Emigrant, noch einmal ausdrücklich für Golo Mann. Doch der Minister mochte nach dem Votum des AJC kein Risiko mehr eingehen. Mitte Februar schrieb Schütte an GM, er könne leider dem Vorschlag der Frankfurter Universität nicht folgen. Der avisierte Lehrstuhl für Politische Wissenschaften sei zu arbeitsaufwendig, »man brauche hier jemanden, der das Amt mit allen Pflichten ausfüllen könne, um den vielbeschäftigten Carlo Schmid zu entlasten«. Das aber sei ihm, dem Schriftsteller GM, nicht zuzumuten. Auch habe sein Name gar nicht auf der ersten Liste der Fakultät gestanden; und an diese Liste wolle er sich nun halten.

GM antwortete umgehend und zustimmend. Er wusste nicht, oder noch nicht, dass der Minister verschiedenen Instanzen gegenüber recht verschiedene Gründe vorbrachte: Vor Carlo Schmid meinte er, GM sei eben Historiker und nicht Politikwissenschaftler; vor der Fakultät hieß es, GM habe von sich aus abgesagt. Die Professur erhielt Iring Fetscher, womit auch GM vollkommen einverstanden war. Dass es im Hintergrund Gerüchte gab, die gegen GM sprachen, wusste jeder, auch der Minister, aber es kam zu keiner Aussprache. Horkheimer konnte schließlich an Zacharias Shuster eine Erfolgsmeldung senden: »Its my conviction that he would have done much harm to our cause« (Lahme, S. 300).



GM gab dann auch seinen Stuttgarter Lehrstuhl auf – trotz erneuter Avancen des Ministers – und widmete sich fortan seiner Arbeit als freier Historiker: *Wallenstein* stand auf dem Programm.

Die Affäre hinterließ eine unangenehme Spur. Marxistische Historiker wie Wolfgang Beutin versuchten sich noch 1968 an peinlichster Kritik der angeblich reaktionären *Deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts*, des wohl meistgelesenen Geschichtsbuches der damaligen Zeit in der Büchergilde Gutenberg; aber Horkheimer wie Adorno merkten, dass sie zu weit gegangen waren, und suchten beide sich irgendwie bei Mann zu entschuldigen. Horkheimer mit einem Anruf, in dem er plötzlich seine Hochschätzung mitteilen wollte, und Adorno mit einem Brief an die *Neue Rundschau*, in dem er GMs Verriss des Eichmann-Buches von Hannah Arendt lobte. Trotz tiefreichender Verschiedenheiten in ihren Ansichten gebe es eben doch auch sehr wesentliche Gemeinsamkeiten. Der Biograf Lahme zieht das Fazit: »Ein intrigantes, unsauberes Stück aus der Geschichte der Bundesrepublik, bei dem auch Golo Mann nicht dem Salemer Kodex von Anstand und Fairness genüge, ebenso mit dem Versuch, Adornos Selbstgleichschaltung zu lancieren, wie mit dem posthum erhobenen ›Lumpen‹-Vorwurf« (Lahme, S. 301).

Adorno starb 1969, Horkheimer 1973; die Frankfurter Schule wurde nun von Jürgen Habermas, Oskar Negt, Albrecht Wellmer und anderen vertreten. GMs *Wallenstein* erschien 1971 und wurde ein Bestseller. GM erhielt zahlreiche Preise, darunter als erster und bisher einziger Historiker den Büchner-Preis der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, er wurde Mitglied des Ordre pour le Mérite und Ehrendoktor an mehreren Universitäten. Die betont untheoretische Einstellung zu seinem Gewerbe verdankte sich natürlich einem archaischen Protest gegen die Theorielastigkeit der Frankfurter Schule – aber das narrative Pathos, mit dem GM seine Werke verfasste, stammte natürlich auch von einer gar nicht so versteckten Konkurrenz zum Vater, dem großen Erzähler. So könnte man schließlich auch behaupten, dass die Frankfurter Intrige zwar böse gemeint gewesen, aber frei nach Mephisto Gutes geschaffen habe.

So ganz aus der Luft gegriffen waren die Besorgnisse Horkheimers damals aber natürlich nicht. In dem besagten Vortrag vor deutschen Industriellen hatte GM nicht nur die beiden antisemitischen Vorredner des 19. Jahrhunderts, Treitschke und Stöcker, geradezu hochgelobt,

sondern auch provokativ behauptet, »die vergleichsweise Entspanntheit, die heute das öffentliche Leben in Deutschland bezeichnet, [hat] etwas damit zu tun, daß die deutschen Juden geflohen oder ausgemordet sind« (S. 28). Die Juden, so GM hier und wohl nur hier, hätten eben auch »schwere Schuld« auf sich geladen, durch revolutionäre Agitation und Experimente in der Politik; und letztlich sei der deutsche Judenhasß von der Obrigkeit verordnet gewesen, »nicht aber weil in Deutschland ein besonders starker Judenhaß geblüht hätte« (S. 32 f.). Dies alles hat die Forschung der letzten Jahrzehnte, vor allem Götz Aly, überwiegend bestritten. Bleibt in Erinnerung, wie jüngst noch einmal Hans-Martin Gauger schrieb, Golo Mann als Sohn seines Vaters, oder anders: der Historiker als großer Erzähler – lange vor Hayden Whites Theorie der Narration.

Literatur

- G. Aly: *Warum die Deutschen? Warum die Juden? Gleichheit, Neid und Rassenhass 1800-1933*. Frankfurt am Main 2012
- W. Beutin: »Golo Mann oder der neue Galletti«, in: K. Deschner (Hg.): *Wer lehrt an deutschen Universitäten?* Wiesbaden 1968, S. 55–98
- H.-M. Gauger: »Geschichtsschreibung als Erzählung – Golo Mann«, in: *Über das Kolleg hinaus. Joachim Nettelbeck dem Sekretär des Wissenschaftskollegs 1981 bis 2012*. Hg. von M. Diawara, K. Günther und R. Meyer-Kalkus. Berlin 2012, S. 159–180
- T. Lahme: *Golo Mann. Eine Biographie*. Berlin 2009
- G. Mann: *Der Antisemitismus*. München/Frankfurt am Main 1969
- K. Mann: *Kind dieser Zeit*. München 1965, S. 19
- H. White: *Metahistory. Die historische Einbildungskraft in Europa*. Frankfurt am Main 1991

Joachim Kalka

Das Perpetuum mobile

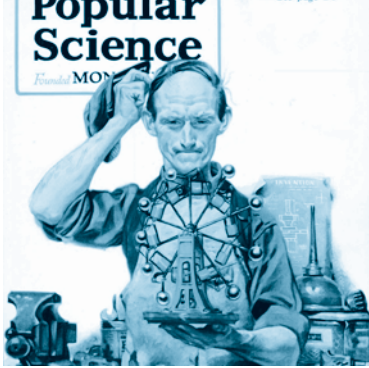
Ein Schattenriss aus der Abendröte spekulativer Technik im 18. Jahrhundert

Die nicht abzuschaffende Mühsal der Arbeit hat etwas Trauriges und Enervierendes. Wir müssen mit dem Gedanken leben, dass der Staub auch bei geduldigstem Wischen schon morgen wiederkehrt, dass die Arbeit niemals endet. Diese Mühseligkeit hat immer wieder Tagträume von Heinzelmännchen und dienenden Golems hervorgebracht, von Robotern, von einem Reservoir unerschöpflicher Energie, die uns alles spielend leicht macht. Die folgende Glosse ist dem verschollenen Traum vom Perpetuum mobile gewidmet, von der Maschine, welche, einmal in Gang gesetzt, ohne weitere Energiezufuhr ununterbrochen läuft. Diese Idee ist, wie der große Technikhistoriker Franz M. Feldhaus ärgerlich schreibt¹, seit dem Mittelalter – wo er sie zuerst um 1245 nachweist – »an zahlreichen Stellen und in den unmöglichsten Variationen, mit Magnetismus, Hebeln, laufenden Kugeln, Wasserrädern, Wasserschrauben, Hebern usw. immer wieder zu finden«. Seit der Formulierung des ersten Gesetzes der Thermodynamik durch Helmholtz, Mayer und Joule im 19. Jahrhundert ist die tatsächliche Unmöglichkeit einer solchen Maschine bewiesen.

Die Glanzzeit jenes Traums war das 18. Jahrhundert. Wir sind es gewohnt, dieses Jahrhundert als das der Aufklärung zu sehen, aber es ist auch das Jahrhundert Cagliostros; das Perpetuum mobile ist wie das ihm vorangehende Goldmachen ein typisches Projekt der Epoche absolutistischer Merkantilpolitik. Die idealen Verwertungsbedingungen dieser Chimäre waren für den energisch und mysteriös genug auftretenden Geheimniskrämer die Bedürfnisumstände absolutistischer Höfe, die möglichst rasch und unter Umgehung mühseliger Produktion einen gewaltigen Staatsschatz anzuhäufen wünschten. Wissenschaftlich herrscht damals noch eine gewisse Unklarheit. Die Maschine steht dem schwärmerischen zeitgenössischen Schrifttum zufolge in einer der »acht geheimen Kammern im Gebäude der Natur«², zusammen mit dem Stein der Weisen, dem Alkahest, der

Kunst, das Glas weich zu machen, dem ewigen Licht, der »linea hyperbole« im Brennspiegel, der »longitudo maris« und der Quadratur des Kreises. Hier haben wir das Neben- und Ineinander von real Lösbarem und irrealen Wunschtraum. Neben dem Stein der Weisen steht die »longitudo maris«: die Berechnung des Längengrades auf See, entscheidender Faktor für eine exakte Navigation. Noch der große Halley scheiterte an diesem Problem; erst der Göttinger Professor Tobias Mayer (beziehungsweise seine Witwe) erhielt den von der britischen Admiralität ausgesetzten Preis für die Schaffung einer Möglichkeit der exakten Längenbestimmung für seine 1755 dem Observatorium in Greenwich übersandten gesammelten Mondbeobachtungen.³ In ein, zwei Kammern jenes Gebäudes der Naturmysterien wohnen also reale und real lösbare Probleme. In anderen haust die hoffnungsfrohe Abstrusität. Kaum jemals hat sich dieses Ineinander von Technik und Aberglauben deutlicher gezeigt als in der Karriere des berühmtesten aller mit einem Perpetuum mobile reisenden »Projektemacher«, des zwischen spekulativer Physik und Scharlatanerie irrlichternden Beßler.

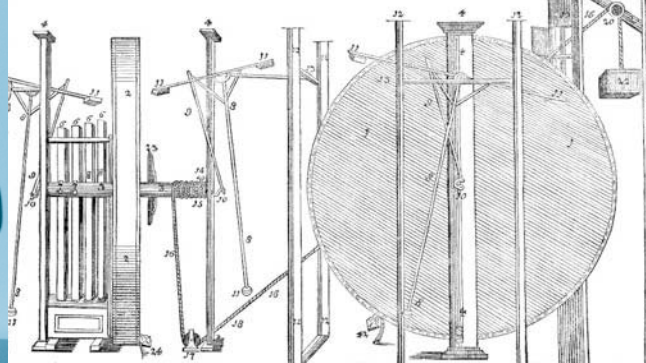
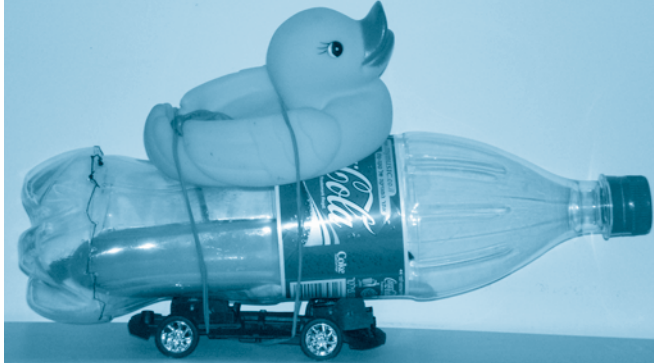
Johann Ernst Elias Beßler⁴, der sich später volltönend »Orffyré« nannte, wurde 1680 in der Gegend von Zittau geboren und kam als begabter Bauernsohn dort auf das Gymnasium. Die Mittel zu einem Universitätsstudium fehlten, sodass er nach der Schule ein Wanderleben kreuz und quer durch Mitteleuropa führte, in ständiger Beschäftigung mit verschiedenen Handwerken und Künsten. Er muss ein ungewöhnlich geschickter Techniker in praxi gewesen sein, daneben mit großer theoretischer Wissbegierde ausgestattet, aber auch mit einem Hang zu Schatzgräberei und Jahrmarktsgaukelei. Es gelang ihm, hie und da in aristokratische Kreise vorzudringen. Als Begleiter auf einer Kavaliereise nach Italien soll er beim Anblick eines mechanischen Bratenwenders, der sich wie von selbst zu bewegen schien, den Plan zur Konstruktion eines Perpetuum mobile gefasst haben. Das prekäre Wan-



derleben als Mechanikus und Marktschreier findet schließlich ein vorläufiges Ende, als es ihm in Annaberg in Thüringen 1712 gelingt, die kranke Tochter des Bürgermeisters durch eine als Wunderheilung erscheinende Kur genesen zu lassen. Sie heiratet ihren Retter, der so zu einem gewissen Wohlstand kommt und im nächsten Jahr in Gera zum ersten Mal das Perpetuum mobile ausstellt, an dessen Mechanik er wohl lange Jahre gearbeitet hatte. Bald stellt Beßler nun an wechselnden Orten zunehmend größere Maschinen vor mehr oder minder skeptischen Experten zur Schau (die Skepsis zieht jedoch noch nicht die grundsätzliche Möglichkeit einer solchen Maschine, nur gelegentlich ihre Ausführung durch Beßler in Zweifel). 1715 hat er dann das Glück, dass sich der Landgraf von Hessen-Kassel für ihn interessiert und ihn – auf Empfehlung von, unter anderen, Leibniz – an seinen Hof beruft. Dieser Fürst, der 1654 geborene Karl, der von 1670 bis 1730 regierte und die Wilhelmshöhe mit dem Park und den Kaskaden anlegen ließ, hatte nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes durch erfolgreiche Anwerbung aus Frankreich fliehender Hugenotten Kassel nächst Berlin zur Stadt mit der größten Hugenottenbevölkerung des Reiches gemacht, den Aufbau einer bedeutenden Textilindustrie forciert, die Gründung von Fabriken des Kunstgewerbes betrieben und eine große Anzahl Künstler und Architekten an seinen Hof gezogen. Er ist eine klassische Verkörperung des zugleich aufgeklärt kunstsinnigen und unerbittlichen Fürsten, er fördert die schönen und die nützlichen Künste, und er verkauft, weil er für diese stets viel Geld braucht, Regimente von Landeskindern nach Preußen und nach England. 1717 ordnete er auf Schloss Weißenstein das wohl berühmteste Experiment in der Geschichte des Perpetuum mobile an: In einem in Gegenwart des Landesherrn und seiner Minister (sowie des gerade zur Installation einer Dampfmaschine in Kassel weilenden Architekten Fischer von Erlach und des holländischen Physikers Willem Jacobus s'Gravesande) an Türen und Fenstern versiegelten Zimmer soll Beßlers Maschine, ein gigantisches Rad, erprobt werden. Als nach Ablauf der gesetzten Frist von »zweimal sechs Wochen« der Raum geöffnet wird, befindet sich das Rad des Orffyré in der Tat immer noch in voller Aktivität. Der Landgraf stellt Beßler am 27. Mai 1718 ein Attest aus, und der veröffentlicht 1719 zu Kassel das *Triumphans perpetuum mobile*, vielleicht unter seinen vielen anderen Pamphleten wie *Gründlicher Bericht von dem [...] glücklich inventirten Perpetuo ac per se Mobili nebst dessen*

accurater Abbildung (1715) das klassische.⁵ Diese Schriften erscheinen unter dem Namen »Orffyreus«, den sich der Mann statt des biederen »Bessler« schon vor einiger Zeit zugelegt hat – der neue Name entsteht durch Chiffrierung des alten, indem man das Alphabet um dreizehn Stellen verschiebt, sodass aus A = N wird und so fort. Aus Beßler wird ein erlesenes »Orffyré«, und dies braucht dann nur noch zu Orffyreus latinisiert werden. Die Gelehrten sind angesichts der Unmöglichkeit einer Untersuchung des Inneren der Maschine eher skeptisch, andererseits manchmal auch durchaus beeindruckt – der erwähnte s'Gravesande spricht noch 1721 in einem Brief an Newton vom Kasseler Rad als von etwas Bewundernswertem; in seiner sechs Jahre später in Den Haag erscheinenden Schrift *Sur la possibilité du mouvement perpetuel* schließt er ein Perpetuum mobile nicht aus, sofern nicht die Bedingung gestellt wird, dass man von rein mechanischen Elementen auszugehen habe⁶ (das bedeutet eine Option für die schon seit über einem Jahrhundert verhandelten magnetischen Modelle einer solchen Maschine). Es dürfte dies eine der letzten wissenschaftlich ernsthaften und sozusagen auf der – wenn auch wackligen – Höhe des zeitgenössischen Erkenntnisstandes argumentierenden Schriften sein, die die Möglichkeit eines Perpetuum mobile konzederen.

Zum »Kasseler Rad« gibt es ein erstaunliches und entlarvendendes Dokument. Es wurde nach und nach klar, dass mehrere Personen mithilfe einer Kurbelvorrichtung in einem Nebenzimmer das große Rad drehten, das zwar mit seinem bedeutenden Gewicht in geschickter Anordnung durch die eigene Schwere gewiss erstaunlich lang rotiert hätte, doch schließlich natürlich unweigerlich zum Stillstand gekommen wäre. (Es ist evident, weshalb Beßler zögerte, auf die dringlichen Offerten des an einem Perpetuum mobile stark interessierten Zaren Peter I. endgültig einzugehen.) Zu den heimlichen Angestellten, die für zwei Groschen die Stunde die Maschinerie drehen mussten, gehörte die Magd Anna Rosine Mauersbergerin. Das Schriftstück, mit welchem ihr Eid niedergelegt wurde, den sie Beßler schwören musste, hat sich erhalten.⁷ Sie schwört »teuer und mit gutem Vorbedacht bei dem dreieinigen Gott, daß ich von dieser Stunde an bis in meinen Tod, ja in Ewigkeit, von Euch, meinem bisherigen Herrn, der Ihr hier vor mir steht, nichts Böses reden, schreiben oder zeigen und zu einiger Kreatur, sie lebe oder lebe nicht, von Eurem Thun und Lassen, Künsten und Geheimnissen etwas entdecken, offenbaren, reden oder



schreiben, sondern alles und jedes, was ich weiß, und bei Euch Geheimes gesehen und gehöret, ich in mir verschwiegen und verborgen halten will [...]«. Und so setzt sich die Schwurformel noch lange fort. Eine Zeit lang ging auch alles gut. Um 1720 befindet sich Beßler auf dem Höhepunkt seines Ruhms; ein Porträtstich zeigt ihn als »Hoch Fürstl. Hess. Commerc. Rath, M. P. Mathem. ud. Invent. des Perpet. Mobil.«. Trotz der schließlich nach und nach durchsickernden Enthüllungen genoss er am Kasseler Hof – wo man sich vielleicht nicht durch einen Hinauswurf des Betrügers kompromittieren wollte und wo angesichts der unbezweifelbaren technischen Geschicklichkeit Beßlers die Hoffnung, es könne doch noch Unerwartetes in dem Manne stecken, nie ganz erloschen sein mag – bis zum Tod des Landgrafen 1730 eine gewisse Gunst. Auch danach bleibt er noch längere Zeit in Karlshafen an der Weser wohnen, wo ihm die landgräfliche Großzügigkeit einen Besitz beschert hatte, und kündigt abenteuerliche Maschinen an – 1739 etwa in *Der durch allmächtigste Wundermacht ohnmächtig gemachte Neptunus* ein Unterseebboot. Dann treibt es ihn wieder weiter. Beßlers Karriere gehört in eine Zeit, da die avancierteste Nation des Kapitalismus den sozialen Typus, den wir heute »Unternehmer« nennen, wechselweise als *undertaker*, *projector* und *adventurer* bezeichnete. Beßlers letzte Lebensjahre stehen im Zeichen einer wirren Vielzahl von Plänen, die ihn wieder wie zu Anfang als einen jener unermüdlichen »Projektmacher« zeigen, bei denen sich kapitalistische Rationalität und abenteuerndes Glücksrittertum vereinen; 1743 will er etwa im Braunschweigischen kurzerhand eine Marmorplatten-, Juchtenleder- und Safianfabrik gründen. Er stirbt fast verarmt 1745 und wird in Karlshafen beigesetzt, in dem in glücklicheren Zeiten erworbenen Erbgrabnis.

Das Perpetuum mobile wird in Beßlers Epoche rasch zur bloßen zwielichtigen Kuriosität. Die Skepsis der Wissenschaft wird schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts unüberwindlich, wenn sich auch die Königliche Akademie der Wissenschaften in Paris noch gravitatisch bis 1775 Zeit lässt bis zur endgültigen Ablehnung, sich weiter mit diesem Thema zu befassen: »La construction d'un mouvement perpétuel est absolument impossible«. Was nun noch in langer Reihe bis zum Ende des 19. Jahrhunderts folgt, ist Schwindel. Die Fantasie der betrügerischen Erfinder muss zwar vor dem unlösbaren Problem kapitulieren, konzentriert sich dafür auf die Tricks der Verhüllung. Das Perpetuum mobile mag mit großer Ge-

bärde installiert werden, doch ist für den Grundriss des Laboratoriums entscheidend, dass es ein Nebenzimmerchen hat. Dort front in irgendeiner Gestalt Beßlers Magd. Zur Not tut es auch ein Hohlraum unter dem Fußboden: Der wahrscheinlich letzte erfolgreiche Impresario eines Perpetuum mobile, John E. W. Keeley, führte in seinem Haus in Philadelphia eine Maschine vor, mit der er ein Gründungskapital von einer Million Dollar für die Keeley Motor Company einsammeln konnte, die einen »Generator« vermarkten sollte, der dem Wasser seine Kraft entzog (»In einem Eimer Wasser steckt Dampfkraft genug, den Erdball aus der Bahn zu lenken«). Nach Keeleys Tod 1898 kaufte einer der Geldgeber das Haus und fand einen riesigen Presslufttank unter dem Generatorraum vor. Die *Encyclopaedia Britannica* schließt ihren Bericht mit der trockenen Bemerkung: »Im Verlauf seiner langen Karriere mag Keeley eine Reihe von Gesetzen gebrochen haben, doch das erste und zweite Gesetz der Thermodynamik [...] ließ er unangetastet.«⁸

Das Phantom dieser Hoffnung ist immer noch unter uns. Wollen wir ihm nie entsagen? Auf einem späten, 1961 entstandenen Blatt des holländischen Grafikers M. C. Escher⁹ ist eine der typischen paradoxen Vexierarchitekturen jenes Kleinmeisters so gezeichnet, dass ein Wasserstrom, den eine ebene gemauerte Leitung durch eine Art Pavillon lenkt, aus einer gewissen Höhe herunterstürzt und gleichwohl im Weiterfließen wieder still seinen Ausgangspunkt erreicht und so ein Mühlrad ewig treibt – so wie auf einer anderen berühmten Zeichnung Eschers die Mönche eines Klosters immerwährend im Viereck treppauf gehen. Ewig dreht sich kraft des optischen Tricks nun das Mühlrad, in perpetuo, wenn (charmanterweise fügt Escher das in einer einleitenden Anmerkung hinzu) – wenn der Müller nicht vergisst, gelegentlich einen Eimer Wasser nachzugießen, »um die Verdunstung auszugleichen«. So eskamotiert Escher mit eleganter Ironie zuerst den Zwang der Realität und lässt das Wasser bergauf fließen, um dann mit tückischer Korrektheit daran zu erinnern, dass es leider kein stabiles geschlossenes System gibt. Das Rad in Beßlers versiegelter Kammer läuft unentwegt und zur huldvollen Zufriedenheit des Landgrafen fort – doch nur, solange die Magd in ihrem verborgenen Gelass nicht innehält. erinnert dies nicht von Weitem an eine andere berühmte Maschine, die etwa ein Dreivierteljahrhundert später die Fantasie des Publikums zu erhitzen begann? Es sitzt im Schachautomaten von Kempelens¹⁰, den später dann Maelzel verbes-



serte und vorführte, insgeheim (wie Edgar Allan Poe so gleich deduzierte) unter der Türkenfigur ein schachspielender Zwerg. Walter Benjamin hat diesen Vorgang in den Thesen »Über den Begriff der Geschichte« provokativ als Emblem des Verhältnisses der »Puppe, die man ›historischen Materialismus‹ nennt« zur Theologie beschrieben – der historische Materialismus gewinnt immer, wenn er sich der guten Dienste der Theologie bedient, »die heute bekanntlich klein und häßlich ist und sich ohnehin nicht darf blicken lassen«. Es wäre vermessen, dem hochberühmten Zwerg im Schachautomaten als emblematische Gestalt die zähneknirschende Magd im Nebenzimmer des Perpetuum mobile zur Seite stellen zu wollen, aber eine bescheidenere symbolische Figuration gibt sie vielleicht doch ab – sie präsentiert immer »nebenan« dem technologischen Optimismus die Rechnung, der glauben will, es gebe *something for nothing*, etwas umsonst, etwas aus dem Nichts der Endlosigkeit. Alle Eide, die man sie schwören lässt, sind vergebens.

- 1 Fr. M. Feldhaus: *Die Technik. Ein Lexikon der Vorzeit, der geschichtlichen Zeit und der Naturvölker*. Leipzig/Berlin 1914, Sp. 784–785
- 2 Fr. Bülow: *Geheime Geschichten und rätselhafte Menschen. Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten. In neuer Auswahl* [von Robert Geerds]. Leipzig o. J., 3. Bd., S. 71 (dort zitiert nach: *Kuriositäten der physisch-litterarisch-artistisch-historischen Vor- und Mitwelt zur angenehmen Unterhaltung für gebildete Leser*, Weimar 1811, Bd. III)
- 3 Vgl. Fr. A. Dreier: *Winkelmessinstrumente*. Berlin 1979, S. 70
- 4 Ich folge bei der Darstellung von Beflers Biografie vor allem Bülow: *Geheime Geschichten und rätselhafte Menschen*, a. a. O., S. 69 ff., und St. Michal: *Das Perpetuum Mobile gestern und heute*. Düsseldorf/Prag 1976, S. 99 ff.
- 5 Die Lektüre von Beflers Programm- und Triumphschriften hat etwas durchaus Faszinierendes, aber auch Erheiterndes; er ist ein Meister des endlosen und poetisch über Stock und Stein marschierenden offensiven Knittelverses, mit dem er seine Polemiken gegen die Skeptiker gerne spickt (»Herr Gärtner fragt: wie lange wol / Mein Kunst=Werck stetig laufen sol / Nemlich / ohn Zuthun solcher Sachen / Die Müller und Uhrmacher machen ...«). Dieses wahllos herausgegriffene Beispiel findet sich auf S. 52 von *Offyrei Apologische Poësie*, o. O. 1716–1717, deren »II. Theil« den charakteristischen Titel trägt: *Das von Christian Wagnern in Leipzig Leichtfertiger= Ehrvergessener= und Lügenhaffterweise herunter gemachte, verleumbdete, doch nur vergeblich [recte: vorgeblich?] entdeckte, Nunmebro aber auch gerettete, defendirte, gerechte und wahrhafftig=bleibende Noch unentdeckte ORFFYREISCHE PERPETUUM MOBILE. Auf inständiges Ansuchen vieler großer Gönner höchst-nöthigen Falls eyltst in fein deutschen Verßen entworfen von dem Inventore des Perpetuum Mobile, ORFFYREUM selbst*. Die Durchsicht dieser Werke im Zusammenhang erregt Lachlust und einen gewissen Schwindel, doch sind sie bei aller Prahlerei und allen dringlichen Verkaufsangeboten so fest in der üblichen gelehrten Faktur der Zeit verankert, dass sie wie ein Spiegel wirken, der manche Züge der gelegentlich noch ganz und gar rhetorisch operierenden Naturwissenschaften durch Verzerrung überraschend klar zum Vorschein bringt.
- 6 Vgl. Michal: *Das Perpetuum Mobile gestern und heute*, a. a. O., S. 168
- 7 Der Eid der Mauersbergerin bei Michal: *Das Perpetuum Mobile gestern und heute*, a. a. O., S. 106, und bei Bülow: *Geheime Geschichten und rätselhafte Menschen*, a. a. O., S. 78 f.
- 8 *The New Encyclopædia Britannica* (= Fifteenth Edition). Chicago u. a. 1979, Bd. 14 der *Macropædia*, Stw. »Perpetual motion«, S. 102–105, hier S. 105
- 9 M. C. Escher: *Grafik und Zeichnungen*. München ³1971, Abb. 76, vgl. S. 16
- 10 Ch. M. Carroll: *The Great Chess Automaton*, New York 1975; [Frhr. Joseph Friedrich zu Racknitz u. a.] *Der Schachautomat des Baron von Kempelen*. Mit einem Nachwort von M. Faber. Dortmund 1983

Alexander Košenina

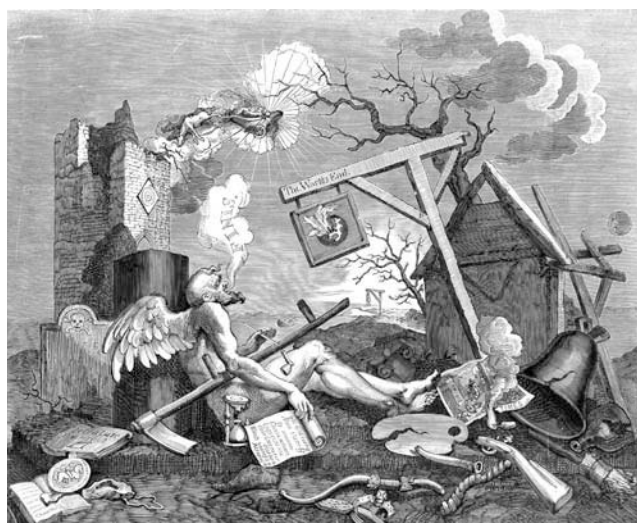
Zifferblatt der Ewigkeit ohne Zahl und Zeiger

Jean Pauls *Rede des toten Christus* spielt mit dem Skandalon des Nihilismus

Wenn Kant es 1787 einen »Skandal der Philosophie und allgemeinen Menschenvernunft« nennt, zum Glauben an die Außenwelt gezwungen zu werden bzw. jeden Zweifel daran ohne Beweis in den Wind geschlagen zu sehen,¹ dann spricht er von einem Ärgernis. Diese Form des Skandals, die nicht das Zeug zur großen öffentlichen Affäre hat, wohl aber auf etwas höchst Empörendes und Anstößiges bezogen ist, kommt ursprünglich aus der Theologie. Luther übersetzte »Skandalon« im Neuen Testament stets mit »Ärgernis« – meist geht es dabei um Anlässe für religiöse Entrüstung, um die Verletzungen religiösen Empfindens oder sittlicher Werte. Die Moralthologie unterscheidet *aktive*, provokative Erregung von Ärgernis (*scandalum diabolicum*) von passiv veranlasster Anstößigkeit (*scandalum pharisaicum*).²

Mit einem teuflischen Skandalon spielt auch der vor genau 250 Jahren geborene Dichter Jean Paul (1763–1825) in seiner *Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab, daß kein Gott sei* (1796). Lange vor Nietzsches berühmter Provokation aus der *Fröhlichen Wissenschaft* (1882) wagt er den Gedanken an den Tod oder die schiere Inexistenz Gottes – nicht in Form eines Essays, Briefes oder einer philosophischen Abhandlung, sondern in Gestalt eines poetischen Traumes. In diesem unkontrollierbaren und – wie man bereits damals vermutete – dem Unbewussten unterstehenden Reich der nächtlichen Fantasien treten skandalöse Ideen hervor, die von Jean Paul aber sorgfältig in eine versöhnliche Rahmengeschichte eingebettet werden. Der entschlafene Erzähler, der sein Erwachen auf einem Friedhof und die dort vernommene anstößige Rede lediglich träumt, kehrt am Ende erleichtert aus dem schockierenden Gedankenexperiment zurück: »Meine Seele weinte vor Freude, daß sie wieder Gott anbeten konnte – und die Freude und das Weinen und der Glaube an ihn waren das Gebet.«³

Mit diesem unentbehrlichen Satz, »der die Wunde schließt«⁴, ist die Provokation äußerlich zwar entschärft,



William Hogarth: *The Bathos* (1764)

die geistige Verstörung selbst aber – wie bei allen Träumen – nicht getilgt oder aus der Welt geschafft. So schwären Träume im Tagesbewusstsein weiter. Letztlich sehen wir in ihnen – so schreibt Jean Paul in einem Essay *Über das Träumen* (1799) – »alle die wilden Grabtiere und Abendwölfe ledig umherstreifen, die am Tage die Vernunft an Ketten hielt«⁵. Welches Unwesen solches Nachtgetier dabei treiben kann, hat niemand eindringlicher ins Bild gesetzt als Francisco de Goya mit seinem Aquatinta-Zyklus *Los Caprichos* (1799) – enthaltend das berühmteste Traum-Blatt 43, betitelt *El sueño de la razón produce monstruos*.

Gar nicht überschätzen kann man die enorme Wucht, die der skandalöse Trauminhalt entfesseln könnte, wäre dieser nicht abgefedert durch die fiktive, hypothetische, gedankenexperimentelle Dämpfung der erzählerischen Rahmung. Jean Paul, der in seinem Leipziger Philosophiestudium, namentlich bei Ernst Platner, aus Kritik am Systemdenken und metaphysischem Zweifel zunehmend



in radikaleren Skeptizismus verfällt, gehört zu den Ersten überhaupt, die von ›Nihilismus‹ sprechen.⁶ Entsprechend hat die *Rede des toten Christus* ihre eigene Vorgeschichte: Im ersten Entwurf von 1789, der *Schilderung des Atheismus*, predigt dieser selbst: *es ist kein Gott*; wenig später, in der *Todtenpredigt Shakespeare*, wird sie dem englischen Freigeist in den Mund gelegt und sodann für die *Baierische Kreuzerkomödie* erweitert: In *Des toten Shakespears Klage unter toten Zuhörern in der Kirche, daß kein Gott sei* endet das Traumgeschehen mit dem kaum zu überbietenden Schreckensbild vom »stillestehende[n] Aschenhäufgen auf dem Altar, ich meine das vom verfaulten Jesus Christus«⁷.

Im *Ersten Blumenstück* zum *Siebenkäs* geht es demgegenüber fast moderat zu. Zumindest entschuldigt ein *Vorbericht* die Kühnheit dieser Dichtung, warnt vor der »Grubenzimmerung der kritischen Philosophie«, insbesondere dem verderblichen Atheismus, der »das ganze geistige Universum [...] in zahllose quecksilberne Punkte von Ichs« zersprengen und »Gottesleugner« in die völlige Einsamkeit verbannen könnte.⁸ Doch dann setzt das auf Angst und Schauer zielende und damit für die Grenzästhetik des Erhabenen qualifizierte Geschehen ein: Ganz im Stil englischer *Gothic* oder *Graveyard poetry* erscheinen dem auf einem Berg entschlafenen und zum Traum erwachten Erzähler auf einem Kirchhof bizarre Nachtgestalten – oder *Night Thoughts* (1742), um es mit Edward Youngs berühmtem Titel zu fassen. Die Szenerie ist ausgestattet mit Nebeln, objektlosen Schatten, Missetönen, Erschütterungen eines Erdbebens, funkelnden Basilisken. Eine aus ihrem Sarg entstiegene Gestalt weist augenlose Höhlen im Kopf auf und eine tief verwundete Brust ohne Herz. »Oben am Kirchengewölbe stand das Zifferblatt der *Ewigkeit*, auf dem keine Zahl erschien und das sein eigener Zeiger war; nur ein schwarzer Finger zeigte darauf, und die Toten wollten die *Zeit* darauf sehen.«⁹

Vor dieser eindrücklichen Kulisse sinkt Christus auf den Altar nieder und gibt auf die Frage der Toten nach Gott die erschütternde Antwort: »Es ist keiner.«¹⁰ Sein eigener Ruf nach dem Vater blieb auf Erden ungehört, und der Blick zum Himmel offenbarte nichts als eine leere Augenhöhle. Auch den inzwischen aus ihren Särgen hervorgestiegenen Kinderleichen muss Christus die bittere Wahrheit offenbaren: »Wir sind alle Waisen, ich und ihr, wir sind ohne Vater.«¹¹ Statt Heilserwartung und Unsterblichkeit verheißt Christus in seiner Rede leere Uner-

messlichkeit, das starre, stumme Nichts, wahnsinnigen Zufall, stürmisches Chaos, ewige Mitternacht, die alles zermalmende Riesenschlange der Ewigkeit. Jean Paul inszeniert hier einen »Albtraum vom Nihilismus«¹², ohne den Begriff selbst zu verwenden. Das gilt auch für die *Clavis Fichteana* (1800), in der Jean Paul die Figur (des sich und die Welt setzenden) Leibgeber aus dem *Siebenkäs* nochmals auftreten und mit der nicht weniger prägnanten Formel »Nichts als Nichts« klagen lässt: »Ich so ganz allein, nirgends ein Pulsschlag, kein Leben, nichts um mich und ohne mich nichts als nichts.«¹³

Jean Pauls Gedankenspiel mit dem Skandalon der Gottesleugnung hallt noch bis zu Nietzsche nach. Besonders vernehmlich, bis in den Wortlaut hinein, geschieht das am Schluss von August Klingemanns *Nachtwachen von Bonaventura* (1804): »Nichts!« ist das letzte, hervorgehobene Wort dieses nihilistischen Romans, das aus einem Gebeinhaus hervorschallt. Dort wollte der Nachtwächter Kreuzgang die Leiche seines wiedergefundenen Vaters umarmen, doch er »umarmt Nichts!« – »Bei der Berührung zerfällt alles in Asche, und nur auf dem Boden liegt noch eine Handvoll Staub [...]. Ich streue diese Handvoll väterlichen Staub in die Lüfte und es bleibt – Nichts!«¹⁴

Dieses dreifache »Nichts!« in fünf Zeilen illustriert kein Bild besser als William Hogarths letzter Kupferstich *The Bathos* (1764), der Jean Paul wie auch Klingemann bestens bekannt war.¹⁵ Auf einer mit allen denkbaren Attributen von Zerfall, Zerstörung und Aussichtslosigkeit ausgestatteten Bühne setzt Chronos, die schon aus dem Stich *Time smoking a picture* vertraute Allegorie von Zeit und Ewigkeit, in einem aufgerollten Handschreiben »Chaos« zu seinem Nachlassverwalter ein und haucht sein Leben aus: »Finis«. Überall sind Artefakte der Vergänglichkeit zu sehen – unter anderem die Turmuhr ohne Zeiger, ein zerbrochenes Stundenglas, ein Leichenstein, eine niederbrennende Kerze, die gesprungene Glocke, das Kneipenschild »The Worlds End«, die Komödie mit der letzten Regieanweisung »Exeunt omnes«, Reste einer Krone, Hogarths Kupferstich *The Times* nebst gerissener Malerpalette, ein abgestorbener Baum. Darüber ist der übermütige Wagenlenker Phaeton zu erkennen, den Zeus mit einem Donnerkeil niederstreckte, um seinen Höllenritt zu beenden.

Erschüttert blickt man auf dieses Porträt der Apokalypse, des Endes von Welt und Zeit. Zu einem Ärgernis, einem Skandalon, gibt es höchstens durch den Ausschluss



von Hoffnung Anlass. Gezeigt wird der Absturz des Erhabenen ins Niedere und Groteske – »The Bathos, or Manner of Sinking, in Sublime Paintings« lautet der erhellende Untertitel. Die scharfe Beobachtung des Bilddeuters Lichtenberg, dass einzig der Galgen weit im Bildhintergrund intakt ist, mag indes wie Hohn wirken. Nur Exekutionen sind in dieser Welt noch möglich. Jean Pauls kühne Vision ist noch ungleich radikaler, hier verneint der tote Christus apodiktisch die Existenz Gottes. Als experimenteller Skandal im Schutzraum des Traumes machte dieser Text Karriere.

- 1 I. Kant: *Kritik der reinen Vernunft* (1787), in: ders.: *Kant's gesammelte Schriften*. Akademieausgabe, Bd. 3. Berlin 1904, S. 23
- 2 *Lexikon für Theologie und Kirche (LThK)*. Freiburg u. a. 1993, Bd. 1, Sp. 961 f.
- 3 J. Paul: *Werke*. Hg. von Norbert Miller u. a. München 1962, Bd. I, 2, S. 266–271, hier S. 271. Nach dieser Ausgabe wird im Folgenden mit Band- und Seitenzahl zitiert.
- 4 Mit dieser Wendung spitzt Jean Paul in seiner Rezension von *De l'Allemagne* (1813) sein Befremden zu, dass Madame de Staël einen Auszug ohne den »unentbehrlichen Schluß« brachte. Zitiert nach Eduard Berends *Historisch kritischer Ausgabe*, Bd. I, 16 (Weimar 1938), S. 324
- 5 J. Paul: *Werke*, a. a. O., Bd. I, 4, S. 980
- 6 Vgl. D. Arendt: *Der »poetische Nihilismus« in der Romantik*, Tübingen 1972, Bd. 1, S. 44–47; E. Weigl: *Aufklärung und Skeptizismus. Untersuchungen zu Jean Pauls Frühwerk*. Hildesheim 1980
- 7 J. Paul: *Werke*, a. a. O., Bd. II, 2, S. 592
- 8 Ebd., Bd. I, 2, S. 266 f.
- 9 Ebd., S. 268
- 10 Ebd., S. 269. In Psalm 14 heißt es: »Die Toren sprechen in ihrem Herzen: Es ist kein Gott.«
- 11 Ebd., S. 269
- 12 Vgl. diese Wendung im sehr guten Aufsatz von Sonja Klimek: »Die Rede des toten Christus vom Weltgebäude herab – Jean Pauls literarische Antwort auf die kritische Philosophie nach Kant«, in: *Wezel-Jahrbuch* 10/11 (2007), S. 255–279
- 13 J. Paul: *Werke*, a. a. O., Bd. I, 3, S. 1056
- 14 Bonaventura (E. A. F. Klingemann): *Nachtwachen*. Hg. von Wolfgang Paulsen. Stuttgart 2003, S. 143
- 15 Vgl. Götz Müllers posthum publizierte Deutung in einer Aufsatzsammlung, die auch einen Beitrag zur Rede des toten Christus enthält: *Jean Paul im Kontext. Gesammelte Aufsätze*. Hg. von Wolfgang Riedel. Würzburg 1996, S. 165–171 (zu Hogarth) und S. 104–124 (zu Jean Paul)



Angela Spahr

Geister der Aufklärung

Von Magnetismus und Magie

In der ganzen Geschichte des Menschen ist kein Kapitel unterrichtender für Herz und Geist, als die Annalen seiner Verirrungen.

Friedrich Schiller

Eine Wiener Affäre

Im Frühjahr 1777 erschütterte ein Skandal die Wiener Gesellschaft. Der Hofrat und Sekretär der Kaiserin, Joseph Anton Paradis, und seine Gattin sahen sich gezwungen, ihre Tochter Maria Theresia Paradis aus den Fängen und der »Klinik« des Doktors Franz Anton Mesmer zu befreien. Der hatte sich geweigert, das junge Mädchen herauszugeben, und es war zu Handgreiflichkeiten gekommen, in deren Verlauf mehrere Damen ohnmächtig zu Boden sanken und einige Herren ihre Perücken verloren. Die Konfliktparteien einigten sich schließlich, dennoch beherrschte der Vorfall wochenlang die Wiener Abendgesellschaften. Gemunkelt wurde von anstößigen Praktiken des Arztes, von gemeinschaftlichen Behandlungen, die Damen und Herren außer sich geraten ließen, und von unschicklichen Berührungen der Patienten. Der Vorfall hätte kaum eine derartige Resonanz gefunden, wären die Beteiligten nicht lokale Berühmtheiten gewesen. Das junge Mädchen aus guter Familie war die Patentochter der Kaiserin, zudem erfreute sie sich als Pianistin großer Aufmerksamkeit, obgleich sie seit ihrem dritten Lebensjahr blind war. Diese Blindheit zu heilen hatte Mesmer versprochen, das Wunder aber nicht bewirken können. Auch er war kein Unbekannter, durch die Heirat der vielleicht reichsten Witwe Wiens gelangte der Doktor der Rechte und der Medizin in die höchsten gesellschaftlichen Kreise der Stadt. In seinem Haus verkehrten und musizierten Künstler von Rang wie Leopold Mozart und sein Sohn Amadeus.

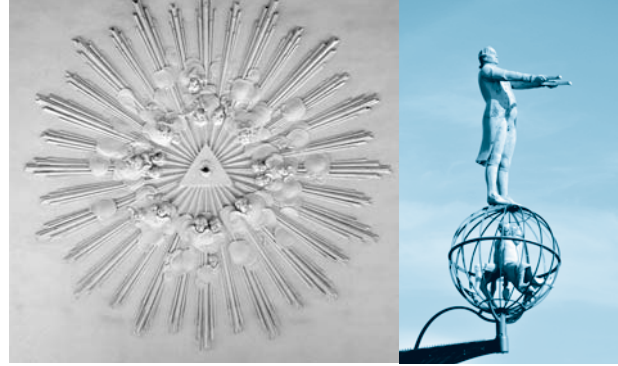
Der Skandal zwang Mesmer schließlich zum Aufbruch nach Paris. Dort wurde er, ungeachtet der Wiener Affäre, als Zelebrität begrüßt und binnen kürzester Zeit von Pa-

tienten aller Gesellschaftsschichten aufgesucht. Sein Ruhm war ihm vorausgeeilt, Berichte über spektakuläre Heilungen kursierten. Zudem war die Neugier auf die Behandlungsweisen des Doktors groß, denn »Wissenschaft« stand hoch im Kurs. Die Pariser versammelten sich bei wissenschaftlichen Vorträgen und Experimenten, die in Schulen und Museen öffentlich dargeboten wurden, und sie drängten sich in der Akademie der Wissenschaften, um die Versuche Lavoisiers zu sehen. Neueste »wissenschaftliche« Ideen verbreiteten sich rasch durch Bücher, Journale und Diskussionen in Cafés und Salons. Vorgeführt und bestaunt wurden auch alle möglichen Apparate und Erfindungen, angetrieben von so geheimnisvollen Kräften wie dem Magnetismus oder der Elektrizität.

Der »thierische Magnetismus«

Mesmer nannte seine neue Wissenschaft »thierischen Magnetismus«. Die Kernaussage behauptet ein »alles durchdringendes Fluidum«, welches die Materie wie ein Strom durchfließt und verbindet. So erklärt sich die Einwirkung der Planeten auf menschliche Körper, die Mesmer in seiner Dissertation behandelte, aber auch das Phänomen »Krankheit«, das er als Resultat einer Stockung des Fluidums auffasst. Der Körper kann analog zum Magneten verstanden werden: Zwischen den Polen fließt ein Strom, der Erkrankungen auslöst, wenn Hindernisse ihn aufhalten. Das »Mesmerisieren« kann den Fluss wieder in Gang bringen, entweder durch den Einsatz äußerlicher Magneten oder durch das heilende Überströmen des Fluidums vom berufenen Mediziner. Der Heilung voraus geht eine Krise, die sich in Zuckungen, Schreien oder Zusammenbrüchen äußert.

Mesmer praktizierte mit großem Erfolg in Paris und konnte bald mithilfe von Gönnern eine eigene »Klinik« eröffnen. Das Gebäude wurde sorgfältig und prächtig eingerichtet, denn auch die Umgebung spielte beim Mes-



merisieren eine Rolle. Im Zentrum der großen Behandlungssäle standen die eigentlichen Attraktionen, die »Baquets«. Dabei handelte es sich um eigens von Mesmer entworfene fassähnliche Holzbottiche, die magnetisierte Eisenspäne, Sand und zerstoßenes Glas enthielten und mit ebenfalls magnetisiertem Wasser gefüllt waren. Aus den Deckeln dieser Gefäße ragten im rechten Winkel abgeknickte Eisenstäbe. Um ein Baquet nahmen mehrere Patienten Platz und richteten die Eisenstäbe auf das jeweils erkrankte Körperteil. Ein Behandlungsraum stand für die zahlreichen mittellosen Kranken zur Verfügung, was zu langen Warteschlangen geführt haben soll. Die eigentlichen Säle waren allerdings der zahlungskräftigen Klientel vorbehalten, ein Orchester sorgte dort für heilende musikalische Begleitung. Hatten die Patienten Platz genommen und einen Eisenstab auf sich gerichtet, reichten sie einander die Hände, um den Fluss des Fluidums untereinander herzustellen. Absolute Stille im Wechsel mit ausgesuchter Musik setzten die im Halbdunkel Sitzenden intensiven Stimmungen und Erregungen aus. Mesmers eigener Auftritt schließlich, seine leisen Ansprachen oder Berührungen lösten dann die erwünschten Krisen in Form von Ohnmachten oder Krämpfen aus.

Der Andrang an die Baquets war groß, ein Platz dort wurde gebucht wie eine Loge in der Oper. Der hohe Unterhaltungswert und einige aufsehenerregende Heilerfolge der Klinik sorgten für so großen Erfolg in Paris, dass sich der »Mesmerismus« schnell über ganz Frankreich ausbreitete und in vielen Städten mesmeristische Gesellschaften gegründet wurden. Trotz der Popularität seiner Sache und der monetären Gewinne lag eine unüberwindliche und schmerzliche Schwierigkeit für Mesmer darin, dass er seine Erfolge und seine Methode nicht nachvollziehbar erklären konnte. Die Theorie kam skeptischen Zeitgenossen unklar und verworren vor, zumal sich das ominöse Fluidum nicht nachweisen ließ. Den Vorwurf der Scharlatanerie konnte Mesmer nicht abschütteln. Heutige Versuche, ihn von diesem Verdacht freizusprechen, sehen in ihm einen Vorfahren der Psychologie, der mithilfe von Hypnosetechniken und analysierenden Gesprächen zu den Tiefenschichten der Psyche vordrang. Diese Rettung, die Magnete, Bottiche und Musik eher als Teil einer grandiosen Inszenierung begreift, wahrt jedoch nicht die Interessen des Geretteten. Denn für Mesmer waren die Apparaturen wesentlicher Bestandteil seiner Methode und der Ausweis für die Natur-

wissenschaftlichkeit seines Unternehmens. Der »thierische Magnetismus« musste ein naturwissenschaftliches Unterfangen sein, um sich vom Handwerk der zahllosen Geistheiler oder Exorzisten abzuheben, wie beispielsweise dem berühmten Pater Johann Gassner, der im Süden Deutschlands Teufel austrieb und Kranke heilte. Mesmers unbedingter Wille zur Wissenschaft – aus heutiger Sicht ein deutlicher Hinweis auf seine Redlichkeit – führte zu zahlreichen Gesuchen bei der Académie Française mit der Aufforderung, seine medizinische Praxis und seine Heilerfolge zu begutachten. Doch der wissenschaftliche Erfolg blieb ihm verwehrt, nicht nur die französische Ärzteschaft reagierte neidisch und ablehnend auf den Konkurrenten, auch die Akademie erkannte den »thierischen Magnetismus« nicht als wissenschaftliche Methode an. Mesmers Kontakte in die höchsten Kreise bewirkten 1784 die Einsetzung einer königlichen Kommission, die von niemand Geringerem als Benjamin Franklin geleitet wurde und der namhafte Wissenschaftler der Akademie wie Lavoisier und Bailly angehörten. Sie kam zu einem negativen Ergebnis. Nach theoretischen Prüfungen und praktischen Experimenten lautete das Urteil, dass das Fluidum nicht nachweisbar sei, der Magnetismus nichts bewirke und beobachtete Wirkungen auf Einbildungen der Patienten beruhten.

Der Großkophta

Zur selben Zeit am selben Ort kam es zu einem aufsehenerregenden Skandal, der den berühmtesten Scharlatan des 18. Jahrhunderts zu Fall brachte. Giuseppe Balsamo alias »Graf Cagliostro« wurde zwar erst 1791 in Rom durch die Inquisition verurteilt, den zweifelhaften Ruhm, der die Behörden auf seine Spur brachte, verdankte er aber der Pariser Halsband-Affäre von 1785. In der aus heutiger Sicht eher opernhafte anmutenden Affäre wollten Zeitgenossen wie Goethe und Mirabeau das Heraufdämmern der Französischen Revolution erkannt haben, denn sie warf ein Licht auf die mangelnde Moral und Verschwendungssucht des Hofes. In ihrem Zentrum stand der Kardinal Rohan, in dessen nahem Umfeld sich sowohl Cagliostro bewegte als auch eine Betrügerin, die sich »Gräfin Jeanne de la Motte« nannte. Die falsche Gräfin gab sich als Vertraute Marie Antoinettes aus und überredete den Kardinal, der Königin ein wertvolles Geschenk zu machen. Sie arrangierte ein obskures nächtliches Zusammentreffen mit »Marie Antoinette« – einem schauspielerisch offenbar überzeugenden Double –, um



dem Kirchenmann die mögliche Gunst der (völlig ahnungslosen) Königin vorzugaukeln. Ein Diamantenkollier der Hofjuweliere Boehme und Bassange im Wert von nahezu 1 600 000 Livres wurde angezahlt und verschwand anschließend spurlos. Als die Angelegenheit aufflog, beschuldigte die de la Motte den unbeteiligten Cagliostro. Der wurde zunächst arretiert und, als sich seine Unschuld herausstellte, aus dem Land gewiesen. Cagliostro verließ die Bastille als berühmter Mann, denn es waren zahlreiche Pamphlete zu seiner Rechtfertigung erschienen. Zudem hatten Zeitungen in ganz Europa ihre Auflage mit ausführlichen Berichten über die skandalösen Pariser Vorgänge gesteigert.

Die Anklage in der Halsband-Affäre entbehrte nicht jeder Logik, hatte doch der Umgang mit Edelsteinen zu Cagliostros Spezialitäten gehört, als er in seinen wenig ruhmvollen Anfängen unter wechselnden Namen durch Europa zog, jede Stadt rasch hinter sich lassend, wenn Verdacht aufkeimte. In seinem Gepäck befanden sich diverse Wässerchen und Pulver, Arzneimittel von der Tinktur gegen Zahnweh bis hin zum lebensverlängernden Elixier. Zudem gab er Kenntnisse der Alchemie vor, für die magische Prozedur einer Diamantenvermehrung zum Beispiel mussten erst einmal reale Diamanten speziell behandelt und an geheimnisvollen Orten vergraben werden, um dann verdoppelt aufzutauchen – oder eben nicht. Das Repertoire unterschied sich nicht wesentlich von dem anderer ambulanten Scharlatane, nur Cagliostros wohl beeindruckende Persönlichkeit garantierte ihm ein ausreichendes Einkommen.

Cagliostros Wirken lässt sich heute schwer nachvollziehen, weil eine Vielzahl überlieferter Legenden kaum mehr nachzuprüfen sind. Der Durchbruch zu größeren Erfolgen gelang ihm vermutlich, als er den Anschluss an eine Bewegung erreichte, die sich in den höchsten Gesellschaftskreisen großer Beliebtheit erfreute. In London 1777 wird er in eine Loge aufgenommen und beginnt mit vielfältigen freimaurerischen Aktivitäten. Zu dieser Zeit war die Freimaurerei unter Adligen und Großbürgern in Mode, bot also – Künstler, Intellektuelle und tatsächliche Maurer ausgenommen – ein überwiegend zahlungskräftiges Klientel. Freimaurerlogen kombinierten auf erstaunliche Weise neue, fortschrittlichste Gedanken mit der alten Tradition der Arkanwissenschaft. Unter den freimaurerischen Losungsworten fanden sich auch »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit«, und die Bruderschaft in der Loge setzte die Standesschranken außer Kraft. Andererseits re-

klamierter man ein »geheimes Wissen«, das in einer hierarchischen Ordnung weitergegeben und durch »Prüfungen« erworben werden musste. Damit setzte die Bewegung die Geschichte arkaner Wissenschaften wie der Alchemie und Astrologie fort. Für die Popularität und Verbreitung der Logen waren, so darf vermutet werden, auch die bizarren Rituale verantwortlich, die dem Ganzen einen fantastischen Rahmen gaben. Einen guten Eindruck vermittelt heute noch Mozarts »Zauberflöte«, deren Figur des »Sarastro« Cagliostro nachempfunden sein soll.

Dem Zeitgeist folgend verlagerte sich der Schwerpunkt der Freimaurerei gegen Mitte des 18. Jahrhunderts zugunsten des Okkulten: Während ursprünglich die aufklärerischen Ideen überwogen, öffnete sich die Bewegung immer mehr esoterischen Inhalten. So existierte um 1780 eine verwirrende Menge geheimer Bünde mit unterschiedlichsten Zwecken, die von der sittlich-moralischen Bildung ihrer Mitglieder bis zu Versuchen der alchemistischen Herstellung von Gold und Lebenselixieren reichte. Der Magier Cagliostro passte gut in diese Entwicklung und konnte deshalb erfolgreich eine eigene Loge kreieren. Eine wichtige Zutat war seine geheimnisvolle, umsichtig gesponnene Lebensgeschichte, denn vorgeblich waren seine Eltern der vormalige Großmeister des Malteserordens und eine arabische Prinzessin. Diese Herkunft begründete gleichsam sein orientalisches Geheimwissen, denn auf Reisen durch die arabische Welt wollte er in seiner Jugend in zahlreiche Kulte eingeweiht worden sein. Cagliostro gründet seine Loge nach »ägyptischem Ritus« und nutzte dabei die Neugier auf alles Orientalische ebenso wie die Ahnungslosigkeit der allermeisten Europäer. Als oberster Meister trug er den fantasievollen Titel des »Großkophta« und erfand einen speziellen Ritus, indem er Teile der biblischen Mystik mit den Mythen um Isis und Osiris kombinierte, großzügige eklektizistische Anleihen bei allen möglichen esoterischen Richtungen vornahm und das Ganze mit den erprobten Zutaten von Rauschmitteln und Hypnose verband. In der »ägyptischen Loge« wurden Kuren zum Erhalt der ewigen Jugend durchgeführt, in Séancen Kontakte zum Totenreich hergestellt, hypnotisierte Medien über die Zukunft befragt. Cagliostro verstand es, die Zeitgenossen von seinem reichen Wissen zu überzeugen, das ihn auch zur Verwendung dienstbarer Geister befähigte, die ihm vom Totenreich herüberkommend zur Hand gingen.



A. MESMER

Der Geisterseher

Im vorrevolutionären Paris wurden Mesmer und Cagliostro geradezu verehrt, von beiden Männern wurden Porträts und Büsten in großen Mengen verkauft. Die Faszination der Zeitgenossen lässt sich heute schwer verstehen, sind wir doch gewohnt, diese Epoche eher mit Namen wie Rousseau, Kant oder sogar Robespierre zu verbinden. Auch das Urteil eines zeitgenössischen Spötters, Cagliostro habe zu Recht Narren als Narren behandelt, hilft nicht weiter. Eher gibt Friedrich Schillers unvollendete Erzählung *Der Geisterseher* Aufschluss, schon weil sie – heute fast vergessen – sein zu Lebzeiten erfolgreichster Text war. Die Erzählung erschien in Fortsetzungen zwischen 1787 und 1789 in der Zeitschrift *Thalia* und erreichte drei Buchausgaben. Schiller lässt seinen adligen Helden in eine Krise laufen, aus der er ihn wohl nicht mehr befreien konnte, denn er beendete die Geschichte trotz ihrer Popularität nicht. Der Prinz war in Venedig in freimaurerische Kreise geraten, und dieser Umgang hatte seine Grundsätze und seinen Glauben untergraben und ihn in Verwirrung gestürzt. Der zuvor eher harmlos unschuldige Prinz beginnt einen ausschweifenden Lebenswandel, macht Schulden, und die Leser ahnten, dass er so zur leichten Beute für eine Cagliostro ähnliche Figur werden könnte. Die okkulte Szenerie konstruiert der Autor raffiniert, der spannenden und unheimlichen Schilderung einer Geisterbeschwörung folgt die Entlarvung des Betrügers. Schiller lässt dazu jedoch einen scheinbar »echten« Magier auftreten, der den Schwindel aufdeckt. Ob dieser Mann tatsächlich über außergewöhnliche Kräfte verfügt oder ob es sich um einen noch geschickter agierenden Betrüger handelt, bleibt offen.

In vergleichbarer Lage befanden sich vermutlich die Zeitgenossen Schillers. Die Aufklärung hatte das Vertrauen in die Kirche erschüttert und das gesamte Weltbild infrage gestellt. Nun sollten überlieferte Ideen und Werte durch Produkte und Resultate der Vernunft, der »Wissenschaft« ersetzt werden. Zunächst aber schuf die Aufklärung ein Vakuum, denn was war Wissenschaft und was Humbug? Die Unterscheidung fiel schwer, da viele sich berufen fühlten zu schreiben, zu forschen, zu erfinden, und dabei kam alles mögliche Brauchbare, aber auch alles mögliche Unbrauchbare heraus. Sowohl Mesmer als auch Cagliostro legten großen Wert auf die »Wissenschaftlichkeit« ihres Tuns. Wie Schillers Figuren fehlten den Zeitgenossen die Kriterien, die Spreu vom Weizen zu trennen

– zumal mit Magnetismus und Elektrizität zwei Phänomene in aller Munde waren, die sich dem mechanistischen Weltbild entzogen und scheinbar auf eine eher mystische Weltdeutung hinwiesen. Auch der Mensch selbst schien vielen doch keine Maschine zu sein – kein »Bratenwender«, wie sich Lichtenberg ausdrückte – und verlangte nach anderen Erklärungen. So konnten die obskuren »Theorien« wie die Physiognomik des Schweizer Pfarrers Johann Caspar Lavater zu einer ernsthaft diskutierten Angelegenheit werden. Goethe charakterisierte seinen Freund Lavater als erstaunliche Einheit von »höchstem Menschenverstand« und »krassestem Aberglauben«.¹ Und nicht nur Schiller, auch Goethe, Kant, Wieland, Mendelssohn, viele nachdenkliche Zeitgenossen widmeten sich wissenschaftlich skurrilen Phänomenen wie dem Geistersehen. Halb Europa las Emanuel Swedenborg, allerdings weniger seine naturwissenschaftlichen Studien, die der Gelehrte – der in Uppsala, London und Paris studierte – veröffentlicht hatte, sondern die späteren esoterischen Schriften. Infolge eines Erweckungserlebnisses schrieb Swedenborg nach dem Diktat engelhafter Wesen für eine »neue Religion«. Seine Theorie über gute und böse Geister wurde breit rezipiert und diskutiert. Selbst Kant meinte, sich durch die von ihm als »Unsinn« bezeichneten Bände arbeiten zu müssen. Und er verfasste einen kritischen Kommentar, statt die »Sprache der Engel« einfach zu ignorieren. Vermutlich treffen Christoph Martin Wielands Worte diese widersprüchliche Epoche:

»Wir sind bei der allgemeinen Aufklärung unserer Zeit »zu viel Philosophen, um Geistererscheinungen »zu glauben« und wir sind mit all unserer Aufklärung nicht Philosophen genug, um sie »nicht zu glauben.«²

Literatur

R. Darnton: *Der Mesmerismus und das Ende der Aufklärung in Frankreich*. München/Wien 1983

Th. Freller: *Cagliostro. Die dunkle Seite der Aufklärung*. Erfurt 2001

J. Kalka: *Phantome der Aufklärung. Von Geistern, Schwindlern und dem Perpetuum Mobile*. Berlin 2006

K. H. Kiefer: »Die famose Hexen-Epoche«. *Sichtbares und Unsichtbares in der Aufklärung*. München 2004

Fr. Schiller: *Der Geisterseher [...] (1787–1789)*. Frankfurt am Main 1978

G. Wolters (Hg.): *Franz Anton Mesmer und der Mesmerismus. Wissenschaft, Scharlatanerie, Poesie*. Konstanz 1988

1 Johann Wolfgang Goethe an Charlotte von Stein am 6. 4. 1782

2 Christoph Martin Wieland: »Betrachtung über den Standpunkt, worin wir uns in Absicht auf Erzählungen und Nachrichten von Geistererscheinungen befinden«, in: *Teutscher Merkur*, H. 1 (1781), S. 226–239, hier S. 238 (zitiert nach Kiefer 2004)



Ute Tintemann

Fiktionen und Fakten

Kehlmanns Humboldt

Daniel Kehlmanns Roman *Die Vermessung der Welt* (2005) gehört zu den erfolgreichsten Werken der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Die Art und Weise, wie dort die Biografien der beiden Protagonisten, Alexander von Humboldt und Friedrich Carl Gauß, erzählt werden, hat aber auch zum Teil heftige negative Reaktionen aufseiten der Wissenschaft ausgelöst. Erst vor ein paar Monaten, immerhin sieben Jahre nach dem Erscheinen des Romans und nach dem Kinostart der Verfilmung durch Detlev Buck im Oktober 2012, wurde die Kritik in der jüngsten Ausgabe der Zeitschrift *Humboldt im Netz* (25/2012) erneut vorgebracht. Insbesondere Ottmar Ette und Frank Holl sehen in dem Roman eine falsche Interpretation des »echten Humboldt« (Holl 2012, S. 49). Holl warnt sogar davor, »dass alle, die etwas für ihre Allgemeinbildung tun möchten, bei *Die Vermessung der Welt* an der falschen Adresse sind« (ebd., S. 46). Und Ottmar Ette erneuert seine bereits 2009 hervorgebrachten Vorwürfe, dass der Roman »althergebrachte Klischee[s]« (Ette 2012, S. 36) über Alexander von Humboldt wiederhole und nicht den heutigen Kenntnisstand des Wissens über dessen Leistungen widerspiegele. Dem Autor Kehlmann, der – aus literaturwissenschaftlicher Perspektive unzulässigerweise – mit dem Erzähler des Romans gleichgesetzt wird, wird vorgeworfen, dass er sich nicht der Mühe unterzogen habe, »die vielen von ihm aus der älteren Humboldt-Literatur bezogenen Klischees in ihren jeweiligen Quellen nachzuweisen und aufzuzeigen, in welchem Maße diese Arbeiten und Editionen als Steinbruch für Episoden, Anekdoten und Einsichten genutzt wurden« (Ette 2012, S. 37).

Diese Kritiken ignorieren, dass es sich bei dem Buch um einen *Roman* handelt, also um einen Text, an den bereits durch die im Titel erfolgte Zuordnung zu einer fiktionalen Gattung *per se* nicht die gleichen Leseerwartungen wie an ein Sachbuch herangetragen werden können. »Der Hauptunterschied ist schon einmal«, so denn auch

Daniel Kehlmann, »daß auf einem Roman das Wort ›Roman‹ steht. Mithin, dass schon vor dem ersten Wort ein Pakt zwischen Erzähler und Leser geschlossen wird, der besagt, dass der Leser alles hinnehmen und nichts glauben wird« (Kehlmann 2009, S. 27). Kehlmann rät dem Leser folgerichtig davon ab, den Roman zu lesen, »um zu erfahren, wie es gewesen ist« (ebd.).

Gleichwohl scheinen jene Elemente des Romans, die Faktizität suggerieren, selbst von professionellen Lesern stärker wahrgenommen zu werden als die Fiktions-signale. Zu diesen Elementen zählt vor allem der Bezug auf historisch überlieferte Werke und Begebenheiten aus dem Leben der Protagonisten. So orientiert sich die Schilderung von Humboldts Amerikareise (1799–1804) im Roman in der Tat an den auch in seinen Briefen hervorgehobenen Stationen der Reise wie der Fahrt auf dem Orinoko oder der Besteigung des Chimborazo. Sprachliche Signale wie »begann er seinem Bruder [...] zu schreiben« (S. 51) oder »schrieb er an seinen Bruder« (S. 121) verleihen der Erzählung zusätzlich den Anschein, als würde tatsächlich auf außerhalb der Romanwirklichkeit existierende Texte – hier den Briefwechsel zwischen Wilhelm und Alexander von Humboldt – Bezug genommen werden. Dass der Roman dies auch tut, jedoch nicht in der erwarteten Art und Weise, soll nur an einem Beispiel kurz erläutert werden. So heißt es in einer Passage, in der von der bevorstehenden Landung in Amerika die Rede ist: »Noch im Boot, das sie in Richtung des träge vor ihnen schaukelnden Festlands trug, begann er seinem Bruder von der hellen Luft, dem warmen Wind, den Kokosbäumen und Flamingos zu schreiben. Ich weiß nicht, wann dies eintreffen wird, doch sieh zu, daß Du es in die Zeitung bekommst. Die Welt soll von mir erfahren. Ich müßte mich sehr irren, wenn ich ihr gleichgültig bin« (S. 51). In der ersten Hälfte dieser Passage wird tatsächlich der Inhalt des ersten, nach der Ankunft in Amerika gesendeten Briefes Alexanders an seinen Bruder Wilhelm



zusammengefasst, wenn auch in extrem reduzierter Form (vgl. Humboldt 1993, S. 41 f.). Die in direkter Rede gehaltene Passage ist hingegen eine Hinzufügung Kehlmanns, die jedoch nicht völlig aus der Luft gegriffen ist; vielmehr kommt sie dem »wirklichen« Humboldt sehr nahe, weil historisch belegt ist, dass er die von der Reise an den Bruder, Freunde und Wissenschaftler gesendeten Berichte möglichst breit in den Zeitschriften publiziert wissen wollte (vgl. Moheit in Humboldt 1993, S. 8). Auf dieses Anliegen wird in dem Roman erneut Bezug genommen, wenn es nach der Besteigung des Chimborazo heißt: »In der Nacht schrieb Humboldt, zum Schutz gegen das Schneetreiben zusammengekauert unter einer Decke, zwei Dutzend Briefe, in denen er Europa die Mitteilung machte, daß von allen Sterblichen er am höchsten gelangt sei« (Kehlmann 2005, S. 180).

Es sind vor allem die narrativen Interpretationen historisch überlieferten Wissens über Alexander von Humboldt, aus denen nach Ansicht der Kritiker der Autor Kehlmann ein allzu negatives Bild des großen Gelehrten entwirft. »Sogar über die Läuse auf den Köpfen der Frauen fertigt er Statistiken an«, wird unter anderem als ein negatives Beispiel für die Charakterisierung Humboldts erwähnt (Holl 2012, S. 49). Dass aber gerade an dieser Stelle die fiktionale Wirklichkeit des Romans nicht so weit von der überlieferten Wirklichkeit der Briefe entfernt ist, wird dabei jedoch übersehen. Denn die Läusegeschichte (Kehlmann 2005, S. 71) lässt sich inhaltlich auf einen Brief zurückführen, den Humboldt an die Freunde Reinhard und Christiane von Haefthen aus der Stadt Cumaná schrieb: »Unsere Instrumente machen besonders großen Lermen. Jeder will den Mond und die Sonne sehen, vor allem aber Läuse unter dem Mikroskop. Läuse sind nemlich unter den vornehmsten in gestiktem Mouselin gekleideten Damen hier so häufig, daß die Damen, so bald ich das Mikroskop hervorsuche [...] sich sogleich eine die andere zu lausen beginnen. Ich bin oft erstaunt zu sehen, was für verschiedene Läusearten diese lockigen Frisuren [...] beherbergen. Jede Läuseart hat eigene Indische Namen« (Humboldt 1993, S. 65).

Selbst wenn immer wieder behauptet wird – im Übrigen auch von Kehlmann selbst –, dass in den Roman keine Versatzstücke aus Humboldt-Texten integriert seien, könnte ein Vergleich gerade mit den Briefen – nicht nur von der Reise – das von Kehlmann intendierte Spiel mit der »Wirklichkeit« als narrative Interpretation von bereits vorhandenen Texten für die Leser erschließen.

Bei einem als dichte Lektüre angelegten Vergleich könnte man darüber hinaus unter anderem herausarbeiten, dass nicht nur im Roman die Figur Bonplans mit der Humboldts kontrastiert wird; vielmehr beschreibt schon Humboldt in den Briefen seinen Reisegefährten auf diese Weise: »Alle Beschwerlichkeiten dieser mühevollen Reise habe ich glücklich überstanden. [...] Mein Freund Bonplan (ein Naturkundiger aus Rochelle) ist von den Folgen unserer Streiferey viel mehr angegriffen worden als ich« (Humboldt 1993, S. 106). Oder: »Ich bin, bei den Flußmiasmen und den Entzündungserregenden Moskitostichen, völlig gesund geblieben; aber der arme Bonplan bekam [...] wieder das dreitägige Fieber« (ebd., S. 149 f.).

Die narrativen Interpretationen der historischen Figur Humboldts durch den Autor Kehlmann ließen sich über die bisherigen Untersuchungen zum Roman hinaus über einen Vergleich auch mit Humboldts Briefen näher für die Leserinnen und Leser aufschlüsseln. Ähnlich wie Ursula Schick und Klaus Ickert in *Das Geheimnis der Rose – entschlüsselt* (1987) die Vielschichtigkeit des Erzählens, die literarischen Bezüge und Vorlagen in Umberto Ecos Roman *Der Name der Rose* für die Leser aufgedeckt haben, könnte man auch die intertextuellen Verweise sowie die postmoderne Struktur des Romans mit ihrem Spiel mit der »Wirklichkeit« erschließen. Ein solches Vorgehen könnte auch die Klage, dass der Autor »seinen Humboldt« neu erfunden habe, relativieren und stärker zum Verständnis des Romans und der historischen Persönlichkeiten Humboldts und Gauß' beitragen.

Mit Blick auf Kehlmanns *Die Vermessung der Welt* ließe sich feststellen, dass der Roman neben den intertextuellen Bezügen ebenso wie Umberto Ecos Welterfolg weitere Elemente postmodernen Erzählens enthält, und zwar unter Berücksichtigung von bereits vorliegenden Untersuchungen wie Kehlmanns *Poetikvorlesungen* (2009), in denen er im Dialog mit einem fiktiven Leser die Grundstrukturen des Romans beschreibt. Und bereits Friedhelm Marx hat die Rolle der im Roman eingesetzten indirekten Rede untersucht und gezeigt, dass die Wahl der indirekten Rede als Stilmittel zur Darstellung der Figurenrede mehr ist als »ein wahres Exerzitium des Konjunktivs« (Ette 2012, S. 38): »Die indirekte Rede verweigert den Eindruck unmittelbarer, vermittelter Wahrheiten, wie sie gerade im trivialen historischen Roman mitunter geboten werden« (Marx 2008, S. 172). Doch nicht nur die Möglichkeiten des historischen Romans werden in *Die Ver-*



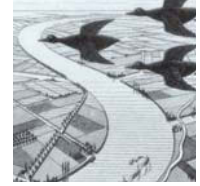
messung der Welt hinterfragt; es wird auf einer Meta-Ebene auch reflektiert, dass die durch Texte überlieferte (auto-)biografische Wirklichkeit stets nur eine subjektive und somit relative Wahrheit transportieren kann. Der Roman thematisiert dies beispielsweise, wenn die Romanfigur Humboldt darüber nachdenkt, dass niemand erfahren soll, dass er von Flöhen befallen wurde: »*Pulex penetrans*, der gewöhnliche Sandfloh. Er werde ihn beschreiben, aber nicht einmal im Tagebuch werde er andeuten, dass er selbst befallen worden sei« (Kehlmann 2005, S. 112).

Man täte daher besser daran, diese in den Roman eingeschriebenen Elemente einer Selbstreflexion des Erzählens und das Spiel mit dem Status einer stets subjektiv vermittelten Perspektive auf die ›Wirklichkeit‹ für den Leser als prototypische Elemente postmodernen Erzählens zu entschlüsseln, als den Roman und seinen Autor zu schmähen. Das setzt jedoch voraus, dass man den Roman als Roman anerkennt. Es mutet fast zu trivial an, weil es schon so oft und immer wieder gesagt wurde: Jeder historische Roman füllt den Raum zwischen den Fakten und Informationen narrativ aus, darin unterscheidet sich Kehlmanns *Vermessung der Welt* über Humboldt und Gauß nicht von anderen Romanen über historische Persönlichkeiten. Deshalb verkennt eine Kritik an dem Roman, die diesen als Sachbuch liest, schlicht und ergreifend den fiktionalen Charakter des Textes. Dass zudem 25 Jahre nach dem Erscheinen von Umberto Ecos *Der Name der Rose* auch professionelle Leser charakteristische Züge postmodernen Erzählens nicht zu erkennen scheinen, ist selbst für den Autor Daniel Kehlmann nicht nachvollziehbar: »Also, in meinen Romanen ging es mir immer um das Spiel mit Wirklichkeit, das Brechen von Wirklichkeit. Und, ich sage das jetzt ganz offen, es gehört zu meinen bedrückendsten Erlebnissen als Schriftsteller, daß so etwas in Deutschland einfach nicht verstanden wird« (Kehlmann 2009, S. 16).

Literatur

- U. Eco: *Il nome della rosa*. Milano 1980
O. Ette: »Alexander von Humboldt in Daniel Kehlmanns Welt«, in: *HIN – Humboldt im Netz. Internationale Zeitschrift für Humboldt-Studien*, XIII, 25 (2012), S. 34–40
F. Holl: »Die zweitgrößte Beleidigung des Menschen ist die Sklaverei ...« – Daniel Kehlmanns neu erfundener Alexander von Humboldt«, in: *HIN – Humboldt im Netz. Internationale Zeitschrift für Humboldt-Studien*, XIII, 25 (2012), S. 46–62
A. v. Humboldt: *Briefe aus Amerika 1799–1804*, hg. von Ulrike Moheit. Berlin 1993
K. Ickert und U. Schick: *Das Geheimnis der Rose – entschlüsselt*. München 1987
D. Kehlmann: *Die Vermessung der Welt*. Reinbek bei Hamburg 2005
D. Kehlmann: *Diese ersten Scherze. Poetikvorlesungen*. Göttingen 2009
Fr. Marx: »Die Vermessung der Welt« als historischer Roman«, in: G. Nickel (Hg.): *Daniel Kehlmanns »Die Vermessung der Welt«. Materialien, Dokumente, Interpretationen*. Reinbek bei Hamburg 2008, S. 169–185





Ute Frevert

Vertrauen in der Krise

Ich möchte das Thema in fünf Thesen erörtern.

Die *erste* These lautet: Vertrauen ist in der Krise, weil wir nicht zwischen dem Alltagswort ›Vertrauen‹ und dem analytischen Begriff ›Vertrauen‹ unterscheiden. Dass diese beiden Ebenen ständig miteinander vermischt werden, hat zur Folge, dass wir, und zwar immer im alarmistischen Modus, von Vertrauen sprechen, wo es *nicht* um Vertrauen geht. Wir werden ständig gefragt, ob wir Vertrauen in die Banken haben, in die Polizei, in das Bundesverfassungsgericht oder auch in die Wissenschaft. Wir dürfen dann antworten: »wenig«, »ziemlich viel«, »sehr viel«. Je nachdem, wie wir antworten, wird die Sache zu den Akten gelegt oder eine Vertrauenskrise ausgerufen. Das ist alles – Pardon – großer Unsinn, und zwar aus drei Gründen: weil die Frage falsch gestellt ist, weil sie falsch beantwortet wird und weil ihr kein beobachtbares Verhalten zugrunde liegt.

Falsch gestellt ist die Frage – und das ist die *zweite* These –, weil es genau genommen nicht um Vertrauen geht. Wir können weder den Banken noch der Polizei, noch dem Bundesverfassungsgericht, noch auch der Wissenschaft vertrauen. Wir können davon ausgehen, dass all diese Institutionen und deren Repräsentanten sich an die Regeln halten, die ihr gutes Funktionieren verbiefen. Banken sollen mit unseren Einlagen sorgsam umgehen, die Polizei soll für unsere Sicherheit sorgen, das Bundesverfassungsgericht über die Einhaltung des Grundgesetzes wachen und die Wissenschaft nach Wahrheit und Erkenntnis streben. Für diese Aufgaben sind sie da. Dabei folgen sie Regeln, die sie sich gemeinhin selber gegeben haben und an die sich – wenn es denn gut läuft – alle ihre Mitglieder halten. Als Nicht-Mitglied gehe ich davon aus, rechne damit, verlasse mich darauf, dass jene Regeln beachtet werden. Vertrauen in dem Sinne, wie es Matthias Claudius meinte, wäre hier ebenso fehl am Platz, wie wenn ich der Deutschen Bahn vertrauen sollte oder dem Wetterbericht oder den Medien oder meinem Bäcker.

Falsch beantwortet – und das ist die *dritte* These – wird die Frage, ob wir diesen und anderen Institutionen vertrauen, weil die Antwortgeber sich von der Frage zu einem intellektuellen und zu einem emotionalen Fehlschluss verleiten lassen. Der *emotionale* Fehlschluss besteht darin, dass die Befragten aus Liebe zum Vertrauen darüber hinwegsehen, dass sie einer Bank oder ›der Medizin‹ gar nicht vertrauen können. Der *intellektuelle* Fehlschluss besteht darin, dass sie vergessen, dass Vertrauen nicht skalierbar ist: Entweder man vertraut, oder man vertraut nicht, ein »bisschen« Vertrauen gibt es ebenso wenig wie »ein bisschen schwanger«. Die Frage nach dem Vertrauen kann, wenn sie ernst gemeint ist, nur mit einem »ja« oder einem »nein« beantwortet werden, aber nicht mit »wenig«, »ziemlich viel«, »sehr viel«.

Viertens: Vertrauen – wenn es denn überhaupt darum ginge – drückt sich aber nicht nur in »Ja«- oder »Nein«-Worten aus, sondern Vertrauen kennt Praktiken, beobachtbare Verhaltensweisen. Wer kein Vertrauen hat, vertraut sich niemandem an; umgekehrt gilt, wer Vertrauen hat, der gibt und schenkt es, und das lässt sich empirisch validieren. Immer wieder – und darauf hat schon vor zehn Jahren die britische Philosophin und mittlerweile Oberhausabgeordnete Onora O'Neill hingewiesen – rufen Medien und Politiker sogenannte Vertrauenskrisen aus: Krisen, denen kein tatsächliches Verhalten korrespondiert. Das vorgebliche Misstrauen in den Finanzsektor hat bislang nicht dazu geführt, dass wir unser Erspartes nicht mehr zur Bank tragen, sondern in den Sparstrumpf stecken. Trotz angeblicher Vertrauenskrise in die Medizin – Stichwort ›Transplantationsmedizin‹ – gehen wir nach wie vor zum Arzt oder ins Krankenhaus, wenn wir uns nicht selber helfen können. Und auch die Wissenschaft gerät nicht in eine empirisch messbare Vertrauenskrise, wenn ein Herr zu Gutenberg seine Doktorarbeit von einem Ghostwriter schreiben ließe oder ein ehrgeiziger Genetiker fleißig Ergebnisse manipuliert. Denn zum



einen geht es hier gar nicht um Vertrauen, und zum andern wirken solche Beispiele individuellen Fehlverhaltens in der Regel kathartisch. Der Skandal führt zur Selbstbesinnung und -reinigung, Regeln werden schärfer akzentuiert und kontrolliert, die Community der Aufrechten schließt sich noch enger zusammen und versichert sich ihrer geteilten Prinzipien, indem sie das schwarze Schaf ausstößt und an den Schampranger stellt.

Lassen Sie mich *fünftens* auf etwas zurückkommen, was Sie vielleicht schon beim Lesen verwundert und irritiert hat: die »Liebe zum Vertrauen« in der dritten These. Damit ist eine Beobachtung zweiter Ordnung gemeint. Wir sind verliebt ins »Vertrauen«. Vertrauen ist ein Wohlfühlwort. Es ist das schon sehr lange, genauer gesagt, seit dem 18. Jahrhundert. Damals tobte noch ein Streit zwischen den sogenannten Erneuertem, die Vertrauen zwischen Menschen als möglich und wünschbar ansahen, und auf der anderen Seite den »Skeptikern«, die – wenn überhaupt – dann nur Gott vertrauen wollten, aber um Gottes willen nicht auf Menschen. Gewonnen haben die Optimisten, sodass das Vertrauen im 19. Jahrhundert in alle möglichen und unmöglichen Verhältnisse Einzug hielt. Es gab auf einmal Vertrauen in Ärzte, Vertrauenslehrer, Vertrauensstellungen und vieles mehr. Im 20. Jahrhundert brach diese Vertrauens-Hausse nicht etwa ab, im Gegenteil: 1934 wurden die Betriebsräte der Weimarer Republik in »Vertrauensräte« umbenannt, und »Vertrauen« avancierte zum Kernbegriff der nationalsozialistischen Arbeitsverfassung. Außerdem war es die »seelische Grundlage der Volksgemeinschaft«, wie es ein auch nach 1945 hoch geachteter Jurist 1940 formulierte. Ähnlich wie der Nationalsozialismus machten sich auch sozialistische Regime das Wohlfühlwort »Vertrauen« zunutze, ebenso wie viele andere Begriffe aus dem Bereich menschlicher Nahverhältnisse politisch instrumentalisiert wurden: »Freundschaft«, »Liebe«, »Brüderlichkeit«. Gerade dass sie aus zwischenmenschlichen Beziehungen stammen und mit überaus positiven Grundgefühlen wie Wärme, Intimität und Anerkennung gekoppelt sind, macht sie so attraktiv. Also werden sie gewissermaßen gekidnappt und auf abstraktere, sachlichere Beziehungen übertragen in der Hoffnung, auch diese Beziehungen dadurch aufzuwärmen und mit einem gewissen »glow« zu überziehen. Als Wissenschaftler sollten wir dieser Übertragung nicht trauen, schon gar nicht vertrauen. Wir sollten sie auch nicht mitvollziehen, sondern sie im Gegenteil kritisch reflektieren.

Was heißt das nun schließlich für das Thema »Vertrauen in der, Vertrauen in die Wissenschaft«? Mit Steven Shapin (*A Social History of Truth*, 1994) möchte ich daran erinnern, dass Vertrauen zu Beginn frühneuzeitlicher Wissenschaft ein wichtiges Kriterium für deren Wahrheitsgehalt war. Aber Vertrauen richtete sich damals nicht auf Wissenschaft als System, sondern auf den Wissenschaftler als Gentleman, dem man sich durch gemeinsame Werte und Tugenden verbunden wusste und dessen Versuchsanordnungen und -ergebnisse man sozusagen beim »afternoon tea« und sehr persönlich in Augenschein nahm. Wissenschaftler und Publikum waren durch eine geteilte »moral economy of knowledgemaking« verbunden; sie waren als soziale Personen vertrauenswürdig. Davon hat sich die moderne Wissenschaft als Institution und Betrieb weitgehend gelöst. Sicher gibt es auch hier noch Vertrauen – das horizontale Vertrauen von Wissenschaftlern in andere, ihnen bekannte Wissenschaftler. Jenseits dieser Face-to-Face-Beziehungen aber gibt es kein Vertrauen, sondern nur ein »Rechnen mit«, ein »Sich Verlassen auf« sowohl in *der* Wissenschaft als auch in *die* Wissenschaft.

* Überarbeitete Fassung des Vortrags »Vertrauen in der Krise«, gehalten auf der Wissenschaftlichen Sitzung der Versammlung der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften am 30. November 2012 zum Thema: Vertrauen in die/der Wissenschaft?



Siegfried Großmann

Autorschaft

Wer über die Welt und sich nachdenkt, seinen Fantasien folgt, seine Emotionen verarbeiten, ausdrücken möchte, etwas ihm Wichtigem oder Erlebtem nachhängt, eine überraschende, eine bemerkenswert erscheinende Einsicht gewonnen, ein Problem gelöst hat, der spürt oft auch den Drang, das zu äußern, andere daran teilhaben zu lassen. Manchmal reicht mündlicher Ausdruck, ganz spontan. Manches formuliert man lieber schriftlich. Ist das doch überlegter, sorgfältiger, genauer, lässt sich nacharbeiten, klüger und verständlicher ausdrücken, ist auch besser kontrollierbar. Es ist aber meist auch weniger unmittelbar, hält mehr Abstand, wirkt anonym. Es gilt aber auch: Schriftlich erreicht man meist viel mehr Adressaten, Schriftliches ist dauerhafter, ist archiviert. Wer gar der schreibenden Zunft angehört oder sich der Forschung verschrieben hat, empfindet die schriftliche Äußerung als seine Berufspflicht. Sein Geschriebenes, seine Autorschaft gehört zu seinem Berufsethos.

In allen Fällen entsteht durch Schreiben etwas von sich selbst, kommt etwas Inneres nach außen. Etwas, wofür man geradestehen muss, wovon man der Urheber, der Autor ist. Autorschaft dient der Mitteilung an andere. Sie kann bunt, manchmal schillernd sein, hat etwas Offenbares, Werbendes, manchmal Befreiendes, manchmal Exhibitionistisches, gelegentlich Missionarisches, vielleicht gar Aggressives. Immer aber zeigt der Autor etwas auf, will etwas ausdrücken, will überzeugen. Und immer legt das Werk der Autorin oder des Autors deren innere Denk- und Gefühlswelt bloß, zeigt mal mehr, mal weniger von beidem, zeugt auf jeden Fall aber von ihrem und seinem Ausdrucks- und Gestaltungswillen. Autor(inn)en offenbaren ihre oder seine Kreativität, seine oder ihre Originalität. Autorschaft offenbart stets etwas von sich, wie wichtig oder unwichtig es auch immer sei. Gelingt das Geschriebene, hebt es des Autors Wertschätzung von sich selbst – nach außen wie aber auch nach innen. Misslingt es, kann es sehr deprimieren, wird es dagegen zu-

stimmend, bewundernd gar zur Kenntnis genommen, befriedigt es, hat auch etwas Befreiendes.

Dem Autor gegenüber stehen die Leserin, der Leser. Autorschaft und Leserschaft sind eng verbunden. Keines ohne das andere. Meist hat man beim Schreiben, bewusst oder unbewusst, den Adressaten vor Augen, denkt an den möglichen oder erhofften Leser des zu Papier Gebrachten. Das merkt man besonders, wenn die adressierte Gruppe sehr heterogen ist: Wen spricht man dann eigentlich an? – Für den Leser wiederum ist des Autors Geschriebenes Mitteilung, Nachricht, Botschaft, Spiegelbild eines anderen Befindens, Empfindens, Wissens. Immer wieder spannend ist es, sich aus dem Gelesenen ein Bild vom Schreibenden zu machen. Wie ist er, denkt, fühlt er, gar welcher Profession ist er wohl? – Wer bis hierher gelesen hat, den Autor nicht kennt und auch noch nicht hinten im Heft nachgeschlagen hat, wer er oder sie ist, spiele doch mal dieses Spiel. Möglichst jetzt, denn mit zunehmender Lektüre wird immer deutlicher werden, in welcher Denkwelt dieser zu Hause ist.

Weil das Aufgeschriebene Einblick in die innere Welt eines Autors, sein Denken, Wünschen, Hoffen, Fühlen ermöglicht, bietet des Autors schriftliche Äußerung auch eine – natürlich in aller Regel keineswegs intendierte – Möglichkeit, den Autor, seine Welt, seine Denkweise, seine Kenntnisse oder Unkenntnisse, seinen Ideenreichtum und seine Originalität oder Langeweile, manchmal auch seine Absurditäten zu bewerten. Geht es nur um die Sache, um ein Anliegen, ist das ja letztlich beabsichtigt: Sie oder er wollten ja etwas »äußern«, etwas beitragen. Aber mit dieser Bewertungsmöglichkeit seines Inneren in allen Facetten durch den Leser nimmt auch ein Verhängnis seinen Lauf! Die Ergebnisse der Autorschaft können damit gar zum Messen, zu scheinbar objektiver Beurteilung dienen: Wes Geistes Kind ist denn dieser Autor? Ist er für dies und jenes überhaupt geeignet? Erfüllt er gar seine Pflichten? Löst sie oder er das Erwartete ein? Nicht



nur seine Gedanken legt der Autor bloß, sondern ob er überhaupt welche hat. Jetzt wird Autorschaft lästig.

Bald wird dem Autor auch klar: Nicht nur möchten andere wissen, ob man überhaupt Gedanken hat, möglichst viele Gedanken hat, ja ob er sie nicht nur hat, sondern sie auch als Erster hatte. Originalität wird das genannt. Nun wird auf einmal das Ergebnis von Autorschaft, wird sein ›Werk‹ beurteilt. Schreibt er viele Arbeiten? Viele Bücher? Auch noch gute? Oft und gern gelesene? Die inzwischen unsäglich gewordenen Werkverzeichnisse, ›Publikationslisten‹ entstehen; und dies nicht etwa post festum, nein, als etwas das ›festum‹ überhaupt erst Rechtfertigende.

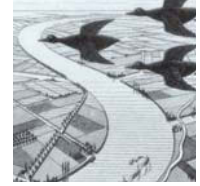
So wird aus Autorschaft etwas, was der vorher Unschuldige, der fröhlich Fabulierende vielleicht doch besser optimieren sollte, selbst wenn das die Autorschaft dadurch womöglich entwerten könnte – und das Vergnügen sich dabei leicht in Last verkehrt. Wie kann man sich wehren, wenn nur noch gezählt wird, statt die Inhalte auch nur zur Kenntnis zu nehmen, sie oft gar nicht mehr nehmen zu können. Wie denn wohl, wenn es zum Beispiel auf eine Ausschreibung 50 und mehr Bewerber gibt, deren jeder, jede im Schnitt 50 und mehr Publikationen vorlegt? Wer kann das alles lesen, wer es dann sogar auch noch bewerten? Also zählt man lieber. Im Allgemeinen tut das freundlicherwise ja sogar der Autor selbst für einen, durch sorgfältiges Nummerieren.

Ein ›moderner‹, neuer Zug zur Verbesserung – spricht: Vermehrung – der Autorschafts-Produkte ist im modernen Wissenschaftsbetrieb und nicht nur dort die Mehrautorschaft. Zwei, drei, mehrere, sehr viele manchmal sind gleichzeitig Urheber, Autoren des einen Geschriebenen. Wie das? In manchen Bereichen ist es nämlich durchaus hilfreich, etwas mit anderen zusammen, etwas arbeitsteilig zu erarbeiten, zu schreiben und zu veröffentlichen. Gemeinsames Arbeiten bewirkt sehr oft etwas, was einer allein nicht geschafft hätte. Gemeinsames Denken, Streiten, kritisches Hinterfragen, arbeitsteiliges Suchen nach neuer Erkenntnis liefern sehr oft mehr als einsames Grübeln. Der alte Spruch »Denken muss jeder allein« klingt zwar schneidig, verliert aber seine Gültigkeit, wenn eine Aufgabe sich nur zu mehreren stemmen lässt.

Aber auch hier wird eine Stärke, ein wirklicher Nutzen für das Beabsichtigte sehr schnell für die wertende Messung missbraucht. Auch sie, die Mehrautorschaft, wird ungeachtet ihres ureigenen Wertes sehr bald zum Leis-

tungsmessen benutzt, obwohl sich dabei selten individuelles Schreibvermögen offenbart. Hier allerdings erzeugt das ganz neue, eigene Reaktionen und führt im Schutz der Gruppe zu neuen Verbergungs- und Umgehungsstrategien. Der Leser weiß ja nicht mehr so ohne Weiteres, wer hat nun eigentlich was beigetragen und wie viel, wie scharfsinnig, wie originell? Oft wird das im geschriebenen Mehrlingswerk nicht mehr so klar, manchmal den Beteiligten selbst nicht mehr. Wissende erkennen zwar noch spezifische Ausdrucksweisen. Vorbei jedoch die Zeit, wo Minister durch Erlass forderten, doch bitte schön den prozentualen Anteil des zur Berufung Vorgeschlagenen anzugeben. Man muss schon – und kann auch sehr oft – auf andere Weise erkennen, wer denn die geistige Urkraft war; sofern es sie gab. Beobachtende Insider wissen das in vielen Fällen schon noch sehr genau; ob sie es richtig weitergeben, ist eine andere Sache. Mehrautorschaft eignet sich hervorragend zum Verschleiern. Sie löst aber nicht selten intern sehr viel Unbehagen, Streit und oft verheerende Zwistigkeiten aus.

Regeln stellen sich ein – zwar ungeschriebene, wohl aber in der jeweiligen Gruppe strikt eingehaltene: Der Verantwortliche oder bestimmende Leiter gehört ans Ende der Autorenliste. Das soll Bescheidenheit mimen, ihn aber doch sehr wohl erkennen lassen. Der Schreibende, der jetzt gerade etwas zeigen soll, vielleicht seine Promotionsfähigkeit, gehört an den Anfang. Das soll signalisieren, dass er die eigentliche Arbeit gemacht, dass er sich seine erhofften Weihen wohl erarbeitet hat, dass er tatsächlich schreiben kann und die gestellten Aufgaben auch erfüllt hat. Wehe etwa dem Habilitanden, der nicht eine gewisse vorgeschriebene Zahl an Erst-Autorschaften vorweisen kann. Wer auf den zweiten beziehungsweise vorletzten Platz kommt, auf den färben die genannten Weihen noch ab, wenn auch deutlich abgestuft. Wer dazwischenhängt, gehört halt auch irgendwie dazu. Nach diesen Regeln wird auch dann – politisch stets korrekt – verfahren, wenn der Erste eigentlich inhaltlich keineswegs viel beigetragen hat, schon gar nicht, was man erhoffte und auch erwarten konnte; der verhüllende Gruppenschutz wird selten entzogen. Ähnlich wird gegebenenfalls verfahren, wenn der Letztgenannte die vorgelegte Veröffentlichung als das Ergebnis der mehrfachen Autorschaft nicht einmal gelesen, geschweige denn mit-erarbeitet hat. Aber andererseits auch dann, wenn er die Arbeit praktisch allein geschrieben hat und trotzdem nicht vorn steht, weil eben die Mehrautorregeln, weil



die Regeln der wissenschaftlichen Hierarchie nun einmal nicht die der sozialen Hierarchie sind. Nicht selten klaffen beide erheblich auseinander.

Was aber, wenn etwas nicht stimmt im geschriebenen Vorgelegten? Wenn einer gemogelt, gar grässlich getäuscht und gefälscht hat? Oder wenn jemand mit seiner Rollenzuweisung in der Autorenliste nicht einverstanden ist. Wenn gar jemand ausgeschlossen wurde, der eigentlich Wesentliches beigetragen hat, aber Ungehorsam gezeigt oder anderen Anlass zu Verfolgung und Verfemung gegeben hat? Erbitterte Auseinandersetzungen sind die Folge. Egal ob einer auf die Autorenliste möchte, weil er Wesentliches geleistet hat, der originelle Kopf war, Schwierigkeiten überwinden konnte, aber nicht in die Liste darf oder umgekehrt, er beziehungsweise sie als Mitautor(in) genannt werden, obwohl sie/er kaum was beigetragen hat, aber Gruppenanerkennung genießt. Manchmal, wenn die soziale Struktur der Autorengruppe so geartet ist, nennt man das »Ehrenautorschaft«. Die Stellung im Wissenschaftssystem ist aber für die Frage der Mitautorschaft unerheblich! Selbstverständlich erwerben auch weisungsgebundene Mitarbeiter Autorenrechte, dürfen hierarchisch untergeordnete oder dienstrechtlich abhängige Mitautoren nicht ausgeschlossen werden, wenn sie etwas Substanzielles beigetragen haben. Dadurch erlebt man Mehrautorschaft in gesunden Arbeitsgruppen als sehr befriedigend; in anderen kann sie zu zermürbendem Streit und tiefen Zerwürfnissen führen.

Aber gemach, Probleme kann es auch bei Einzelautorschaft geben. Schummeln, abschreiben und plagiiieren, fälschen, weglassen, irreführen kann auch ein Einzelautor. Er kann sein Inneres zu verbergen trachten, gerade das verstecken, was eigentlich den Anlass zur Autorschaft gibt. Schlimm ist all das deshalb, weil zur Autorschaft eben auch Leserschaft gehört, weil Autorschaft untrennbar mit Leserschaft verbunden ist. Autorschaft als Teil einer zwischenmenschlichen Beziehung muss deshalb ethischen Regeln, Normen und Verlässlichkeiten genügen, wie sie auch sonst zwischen Menschen gelten. Sie gelten für Einzelautorschaft ebenso wie für Mehrautorschaft in gleichem Maße. Für Letztere kommen nur noch weitere, gruppenspezifische Aspekte hinzu. Sonst werden sie schnell unerquicklich.

Ein großer Teil der heute unter dem Begriff »wissenschaftliches Fehlverhalten« zusammengefassten Anklagen gehört in die Kategorie »Autorschaft«. Nicht zuletzt die Autorschafts-Messung erzeugt hohen Druck und da-

durch als Reaktion auch Fehlverhalten, immer wieder. Autorschaft nicht aus innerem Drang, aus Freude, aus eigenem Bedürfnis ist eben etwas anderes als Autorschaft zur Rechtfertigung, Selbstdarstellung, zum Wertnachweis. Die von außen veranlasste Messung kann gar zu schnell zur Zerstörung des Wunders, des Reichtums, des Ideals »Autorschaft« führen.

Gelegentlich kann Autorschaft zum Gaukelspiel werden, kann gewünschte, erwartete Ergebnisse vortäuschen, kann durch manipulierte Resultate schönen, kann schlicht die Leistungen anderer abschreiben, um eigenen Glanz zu erzeugen. Ebenso schlimm, aber schwerer aufzudecken ist es, dass sich auch mündlich arglos Mitgeteiltes unberechtigt verwenden lässt. Aber auch das sind Plagiate, sind ebenso Mittel, um den ersehnten Kredit von Autorschaft unberechtigt auf sich zu lenken. Plagiate wegen eigenen Geringer-Vermögens sind wie Doping im Sport. Ächtung verdienen beide.

Manche gesellschaftlichen Entwicklungen spiegeln sich in den Wandlungen und Veränderungen von Autorschaft wider, führen zu typischen Phänomenen, zu Reizvollem wie auch zu Fehlentwicklungen. Aus dem befreienden Sich-von-der-Seele-Schreiben werden Harlekinaden oder Gemeinheiten. Menschliche Schwächen oder fehlender Ethos können manche Ausformungen haben: Fälschen, Täuschen, Manipulieren, Irreführen, Verschleiern, Abschreiben und mehr. Meist geschieht das bei Alleinautorschaft – aber durchaus nicht immer; es kommt auch bei Mehrautorschaft vor.

Auf ebendiesem gesellschaftlichen Hintergrund entwickeln sich dann aber auch – oft nur zögerlich – Bemühungen um Abhilfe, um Stärkung der Abwehrkräfte. Im Bereich der Wissenschaft hat sich die Deutsche Forschungsgemeinschaft dessen angenommen, ausgelöst seinerzeit durch einen besonders krassen Fall von Fehlverhalten. Sie hat dann auch andere Wissenschaftsinstitutionen mehr oder weniger direkt dazu gebracht, es ebenso zu machen, Abwehrkräfte zu entwickeln und Gegenmaßnahmen zu etablieren. Die seinerzeit formulierten Regeln* spiegeln neben vielem anderem auch unsere Ideale von Autorschaft wider: Sei ehrlich gegenüber anderen wie auch dir selbst! Ehrlichkeit und Redlichkeit sind gleichermaßen ethische Prinzipien wie Grundregeln guter wissenschaftlicher Praxis, insbesondere auch jeder Autorschaft. Sie sind Grundregeln für alle Disziplinen, gelten in allen Ländern, gelten für alle gleichermaßen.



Von guter Autorschaft erwarten wir: Das Geschriebene muss klar, inhaltsreich, ehrlich, verlässlich sein. Fakten sollen nicht mit eigener Interpretation vermischt werden. Wo immer nötig, ist redlich, richtig, vollständig zu zitieren, ist anzugeben, auf welchen Vorläufern und Vorergebnissen der Autor fußt. Auch auf eigene Arbeiten soll er verweisen, aber nur dann, wenn diese wirklich zum Verständnis nötig sind (und nicht nur der Erhöhung der Zitationsrate dienen). Zitate müssen korrekt, auffindbar und nachvollziehbar sein. All diese Regeln findet man in der zitierten DFG-Denkschrift aus dem Jahre 1998.

Für den Fall mehrerer Autoren enthält die DFG-Denkschrift eine Extrabotschaft. In ihrer Empfehlung 11 lautet ihre Forderung klipp und klar: »Autorinnen und Autoren wissenschaftlicher Veröffentlichungen tragen die Verantwortung für den Inhalt stets gemeinsam. Eine sogenannte ›Ehrenautorschaft‹ ist ausgeschlossen.«

Einvernehmen besteht heute wohl über folgende Normen und ideale Regeln für gute Autorschaft: Entscheidend für Autorschaft ist ein eigener kreativer Beitrag. Dafür gibt es durchaus Kriterien, etwa eine substanzielle Teilhabe am Prozess der Forschung durch Ideen, Vorbereitungen der gemeinsamen Arbeit, experimentelle oder theoretische Durchführung des Forschungsvorhabens, Datengewinnung und -analyse sowie -interpretation. Wichtig ist auch die substanzielle Teilhabe an der Vorbereitung der Publikation und/oder die kritische Durchsicht des Manuskriptes. Und selbstverständlich muss das Manuskript in seiner Endversion von jedem Autor gebilligt – und damit auch verantwortet werden! Die Autorin oder der Autor muss am Gesamtprozess in einer Weise teilgenommen haben, dass sie oder er in der Lage ist, den Inhalt des Manuskriptes zu beurteilen und grundsätzliche Aspekte *aller* Teilbeiträge zu vertreten.

Diese kumulativen Anforderungen haben einfordern- und ausschließenden Charakter: Wer sie erfüllt, soll Autorin/Autor sein, wer sie nicht erfüllt, kann keinen Anspruch auf Autorschaft erheben.

Natürlich muss Mehrautorschaft auch damit umgehen, dass in modernen Forschungsabläufen und damit in den resultierenden Veröffentlichungen nicht jeder alles selber macht, nicht jeder alles in gleicher Tiefe durchschauen wird, nicht jeder alles selber geprüft und für richtig befunden hat. Dann möchte man auch nicht für alles geradestehen. Man darf das dann aber auch nicht vorgeben! Ruhm für eine Veröffentlichung kann man nur bean-

spruchen, wenn man auch die Verantwortung für sie übernehmen kann, und dann auch voll.

Sonst muss man in der Publikation kennzeichnen, wofür man verantwortlich ist. Manche Zeitschriften fordern solche Angaben direkt ein, verlangen minutiöse Erklärungen, wer was beigetragen hat, und drucken diese Auskünfte auch ab. – Ferner gibt es das Instrument der Danksagung. Sie gebührt jedenfalls demjenigen, der zwar nicht die Kriterien der Autorschaft erfüllt, der aber wertvolle Hilfe oder Anregungen gegeben hat. Er hat zum Beispiel benötigte Messapparaturen ausgeliehen, hat gar die Finanzierung ermöglicht, hat Denkanstöße gegeben, Erfahrungen beige-steuert oder durch Kritik Fehlentwicklungen verhindert und anderes. Eigene kreative, originelle, eine Mitautorschaft rechtfertigende Beiträge sind das noch nicht, verdienen aber sehr wohl mit Dank erwähnt zu werden.

Autorschaft spiegelt also unsere Alltagsethik wider. Autorschaft wechselwirkt eng mit der Leserschaft. Der Zusammenhang von Autorschafts-Recht und Autorschafts-Verantwortung ist als Grundgebot stets zu wahren. Eingedenk ihrer Ursprünge soll aber Autorschaft stets unbekümmerte Freude und pures Vergnügen sein.

* Deutsche Forschungsgemeinschaft (Hg.): *Vorschläge zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis*. Empfehlungen der Kommission »Selbstkontrolle in der Wissenschaft«. Denkschrift. Weinheim 1998; weitere Hinweise vgl. S. Großmann und H.-H. Trute: »Autorschaft – nicht nur Recht, sondern auch Verantwortung«, in: *Physik-Journal 2* (2) 2003, S. 3 und S. Großmann in der »Ombudsman-Spalte« des *Marburger Uni-Journals*: »Vom Publizieren«, in: *Uni-Journal* Nr. 29, Mai 2007, S. 26 und »Autorschaft«, in: *Uni-Journal* Nr. 30, Mai 2008, S. 35



Christoph
Markschies

Plagiate in der Wissenschaft

Eigentlich scheinen wir zum Thema »Plagiate in der Wissenschaft« alles zu wissen: Es geht dabei vor allem um die etwas schlichteren Geister im Wissenschaftsbetrieb. Die nämlich, so meinen wir gewöhnlich, sind zu dumm oder zu faul, die Anforderungen zu erfüllen, die für Qualifikationsarbeiten, Prüfungen und andere wissenschaftliche Leistungen gelten. Sie sind allerdings nicht zu dumm und zu faul, sich Texte oder anders dokumentierte Forschungsleistungen anderer zu besorgen und die unter eigenem Namen zu präsentieren. Glücklicherweise verfügen wir heute mit dem Internet über die Möglichkeiten, ihnen und damit ihrem amoralischen Tun leichter das Handwerk zu legen. Und verfügen inzwischen auch über eine stattliche Schar von Menschen, die offenbar ihre Abende und vielleicht sogar ihre Tage vor den Computern verbringen, um tatsächlichen wie angeblichen Plagiatoren und Fälschern (samt deren weiblichen Pendants) das Handwerk zu legen. Solche Menschen reagieren leicht verschnupft, wenn man ihnen eine besondere Aufmerksamkeit für Politikerinnen und Politiker unterstellt oder das Interesse daran, mit ihrem Tun schändlichen Gewinn zu machen – ehrliche, wenn auch oft anonyme Enthusiasten, die zur höheren Ehre der Wissenschaft arbeiten.

Der Ton, in dem ich diese Ansichten referiere, macht deutlich: Ich bin in den letzten Jahren in vielfacher Hinsicht ins Grübeln geraten, ob sich das alles wirklich so verhält, wie wir uns das gewöhnlich zusammenreimen. Mein Grübeln begann ganz schlicht im Verlauf der Korrektur einer studentischen Prüfungsleistung. Ich lasse studentische Hauptseminararbeiten von meinen Assistierenden vorkorrigieren (so wie ich das als Assistent für meine Tübinger Lehrerin tat), also die Zitate aus antiken Originalquellen und die formale Korrektheit der bibliografischen Nachweise stichprobenartig prüfen, um selbst etwas Zeit bei der Korrektur zu sparen und dazu einen ersten Eindruck von der Arbeit schriftlich zu formulie-

ren, um ein Gegengewicht zu meinen möglicherweise aus welchen Gründen auch immer positiv oder negativ verzeichneten Eindrücken zu haben. In meinem eigenen Gutachten vermerke ich übrigens stets: »unter Verwendung einer Vorkorrektur von Ass. (bzw. Assistentin) ...«. Vor drei Jahren habe ich, als ich wie gelegentlich in Jerusalem lehrte, einer sehr klugen tschechischen Studentin für eine Seminararbeit ein nicht ganz einfaches Thema auf dem Grenzgebiet von Kunst- und Theologiegeschichte gestellt. Das Thema hatte sie selbst vorgeschlagen, weil im gewöhnlichen Theologiestudium wohl die textliche Überlieferung christlicher Vergangenheit gründlichst, aber kaum die bildliche studiert wird. Nach einer Zeit langte die Arbeit auch in Berlin an, wurde einer Assistentin zur Vorkorrektur gegeben – und eines Tages fand ich eine elektronische Nachricht ebender Assistentin vor, sie habe bei der Durchsicht der Zitate im Internet gegoogelt und dabei festgestellt, dass weite Passagen der Arbeit aus einer im Internet zugänglichen Dissertation wortwörtlich abgeschrieben worden waren. Die Assistentin hatte dies für einige Seiten dokumentiert, ich ließ mir diese Dokumentation mitsamt der Arbeit geben und schrieb eine zornige Mail nach Prag. Die Antwort der tschechischen Studentin überraschte mich: Sie schrieb sehr ehrlich, dass unter Bologna-Bedingungen ein Doppelstudium Theologie und Kunstgeschichte ohnehin schwierig sei, sie aber wegen persönlicher Probleme und der strengen Scheinanforderungen in Jerusalem wie Prag in erhebliche Schwierigkeiten geraten sei und deswegen schnell eine Arbeit habe zusammenschustern müssen. Das Ganze sei ihr sehr peinlich. Ich diskutierte den Casus tags drauf an meinem Lehrstuhl und vor allem die Frage, wie nun vorzugehen sei. Eine meiner Hilfskräfte vertrat die Ansicht, dass Studierende, die bei Prüfungsleistungen betrügen, automatisch exmatrikuliert werden müssten, und berichtete, dass in mindestens einer Theologischen Fakultät unseres Landes dies von Lehrenden



auch so gesagt werden würde. Andere plädierten für mehr Milde und rieten dazu, die plagiierte Arbeit einfach zurückzuschicken und die Anfertigung einer neuen zu verlangen. Nach diesem zweiten Ratschlag bin ich auch verfahren, schon deswegen, weil ich bislang niemals in Lehrveranstaltungen mit der Tatstrafe der Exmatrikulation bei Betrugsversuch gedroht habe.

So dumm oder faul, wie ich zuvor dachte, war meine tschechische Plagiatorin also nicht gewesen. Sie hatte in einer Zwangslage gehandelt, in die sie – mindestens *auch* – das universitäre System der Bologna-Studiengänge mit ihren teils absurd zahlreichen Prüfungsanforderungen gebracht hatte, aus der sie offenkundig niemand ihrer Dozierenden an der altherwürdigen Prager Karls-Universität hatte befreien können und in die sie ein Stück weit auch ihr eigener Eifer, ein besonders spannendes, aber eben auch schwieriges Thema bearbeiten zu wollen, gebracht hatte. Die Gnadenlosigkeit, mit der nicht nur die eine erwähnte Hilfskraft auf sofortiger Exmatrikulation bestand, ließ mich auch stutzig werden: Natürlich soll man nicht beginnen, Betrug moralisch zu rechtfertigen und einen Verstoß gegen Rechtsnormen zu bagatellisieren – aber warum wird eigentlich nur das individuelle Fehlverhalten eines Prüflings in den Blick genommen und nicht die weiteren Kontexte, auch die Verantwortlichkeit der Prüfenden und die Verantwortung der von ihnen zusammengeschusterten Prüfungsordnungen? Und woher erklärt sich dieser Ingrimms bei der Verfolgung von Plagiaten und Fälschungen? Man könnte ja erst einmal vor der eigenen Haustür kehren: War vielleicht mein Thema zu schwierig? Hätte ich mich ausführlicher mit dem Studienverlauf der Prager Studentin beschäftigen sollen? Beispielsweise vor der Themenstellung erst einmal nach der Zeit fragen sollen, die für die Anfertigung der Arbeit zur Verfügung steht?

Eine zweite Erfahrung in den vergangenen Jahren verstärkte dieses Grübeln: Während meiner Amtszeit als Präsident einer großen Universität hatte ich natürlich auch mit Fällen zu tun, in denen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern meiner Hochschule Plagiat und Fälschung vorgeworfen wurden. Dabei konnte man neben der Haltung, die ich bei der Prager Studentin beobachten konnte (dem sofortigen ehrlichen Eingestehen und der Bitte um Entschuldigung), und neben der zornigen Entschlossenheit im Plagiatskampf, die die Hilfskraft mit ihrer Forderung nach sofortiger Exmatrikulation erkennen ließ, teilweise auch die entgegengesetzten Verhaltenswei-

sen beobachten. Betroffene leugneten ihr Fehlverhalten bis zuletzt, legten juristische oder vielmehr pseudojuristische Argumentationen vor (wie die, dass ein Plagiat Absicht voraussetze und ihnen das Abschreiben unabsichtlich »unterlaufen« sei) und drohten ihrem eigenen Präsidenten eine Klage an, falls er sie öffentlich als »Plagiator« denunziere. Kolleginnen und Kollegen warben fernmündlich, im Gespräch oder brieflich um Verständnis für einen ebenso lebenswürdigen wie leicht verschuselten Professor, dessen glänzende Karriere man doch nicht ruinieren dürfe. Außerdem, so wurde dann unisono von Beschuldigten wie Unterstützenden argumentiert, würden für bestimmte literarische Genres im Blick auf die Zitierkonventionen andere Standards gelten als für die akademischen Qualifikationsarbeiten. Gäbe es beispielsweise auf Wunsch des Verlages keine Fußnoten, könne man eben auch nichts belegen. Soll es also mildernde Umstände bei Plagiaten geben? Brauchen wir eine Verjährungsfrist, wie jüngst gelegentlich gefordert wurde?

Eine dritte und letzte Erfahrung schließlich muss ich auch noch erwähnen, wenn ich beschreiben will, warum ich über meine bisherigen Ansichten so stark ins Grübeln gekommen bin. Nachdem in den letzten beiden Jahren prominente Politikerinnen und Politiker des Plagiats verdächtigt worden waren, wurde ich hin und wieder um einen öffentlichen Kommentar gebeten. Dabei habe ich dann immer wieder versucht darauf hinzuweisen, dass man insbesondere bei der Debatte über Plagiate die Gefahr des radikalen Konstruktivismus ebenso vermeiden müsse wie die des radikalen Positivismus. Damit meine ich, dass es einerseits nicht sehr realitätsnah ist, zu behaupten, dass im Wandel der Zeiten *alle* Standards wissenschaftlicher Arbeit wie beispielsweise Zitierkonventionen so radikalen Veränderungen unterliegen, dass zwischen Standards des 19. und des 21. Jahrhunderts keinerlei Gemeinsamkeit mehr besteht. Schließlich gab es schon in der Antike berechnete wie unberechnete Vorwürfe, plagiiert zu haben, die einen Begriff von literarischem Eigentum ebenso wie eine Idee von dessen Schutz als Rechtsgut voraussetzen. So hat beispielsweise in der Spätantike der Kirchenvater Hieronymus, bekannt für seine lateinische Bibelübersetzung, die Vulgata, seinem Kollegen Ambrosius in Mailand vorgeworfen, scheinbar ein bunter Vogel zu sein, dessen bunte Federn in Wahrheit aber alle gestohlen seien, und also in Wahrheit ein schwarzer Rabe. Hieronymus war nämlich aufgefallen, dass Ambrosius, ein überraschenderweise zum Bischof

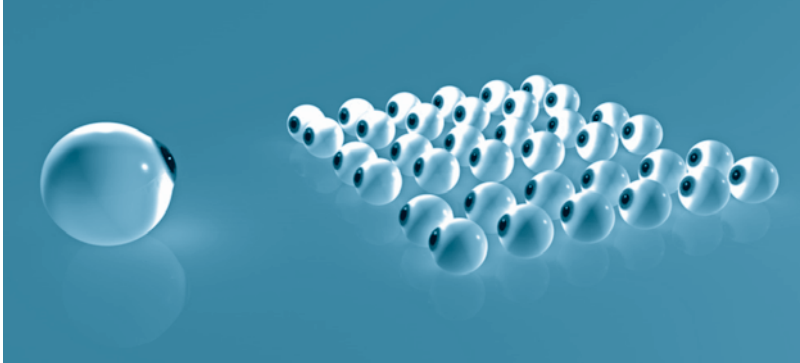


gewählter hoher Staatsbeamter, seine ersten Predigten in mehr oder weniger loser Anlehnung an Predigten des rund 130 Jahre zuvor verstorbenen griechischen Theologen Origenes formulierte – eine öffentliche Stellungnahme des Mailänder Bischofs gegenüber diesen Anwürfen ist übrigens nicht erhalten, aber die erhaltenen Predigten zeigen, dass die Anwürfe nicht gänzlich unberechtigt waren. In der traditionsreichen Veröffentlichungsreihe *Texte und Untersuchungen zur altchristlichen Literatur*, die Adolf Harnack begründete und die die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften bis auf den heutigen Tag herausgibt, wurde 1930 eine bereits 1928 ausgedruckte Arbeit über einen antiken Kirchenordnungstext eingestampft, die sich in weiten Teilen als Plagiat erwiesen hatte, und von den Herausgebern, die den Schwindel offenkundig vorher nicht bemerkt hatten, die entsprechende Ordnungsnummer der Reihe (46/2) ein zweites Mal vergeben. Der Autor der plagiierten Monografie war offenkundig durch die Entdeckung wissenschaftlich vollkommen erledigt; es ist mir bislang nicht gelungen, irgendeine weitere akademische Veröffentlichung von ihm nachzuweisen. Eindeutige Plagiate wurden auch schon lange vor dem Auftauchen der einschlägigen Internetforen der Plagiatsjagd-Community verfolgt.

So wie es nicht realitätsnah ist, die Idee geistigen Eigentums und wissenschaftliche Standards zu seinem Schutz für eine Konstruktion der Moderne zu erklären, ist es andererseits aber auch nicht realitätsnah, die tatsächlichen Veränderungen wissenschaftlicher Standards im Interesse scheinbar ewig gültiger Wahrheit wegzuerklären und in einen radikalen Positivismus zu verfallen. Dazu muss man nur einmal einen Stapel von Arbeiten zur Hand nehmen, die in den vergangenen zwei Jahrhunderten in ein und derselben Disziplin geschrieben wurden. Man geht, auch wenn dazu wenig zuverlässige Studien existieren, nicht fehl, wenn man sagt, dass grosso modo die Zahl der Fußnoten im Laufe der letzten 200 Jahre erheblich gesteigert wurde und insbesondere im Blick auf die Paraphrase strengere Standards gelten: Es reicht heutigentags nicht mehr, wenn auf vier Seiten etwas paraphrasiert wird, eine kleine Fußnote auf der ersten Seite anzubringen, die mit dem unpräzisen »vergleiche« einen vergleichsweise unverbindlichen Rat erteilt, irgend-etwas auch einmal heranzuziehen, was in Wahrheit der Quelltext von vier Seiten einer Veröffentlichung ist. Als ich in Tübingen im Oktober 1994 als Abschluss meines

Habilitationsverfahrens meine öffentliche Antrittsvorlesung gehalten hatte, eröffnete meine bereits erwähnte akademische Lehrerin, eine muntere Ostpreußin, das Buffet mit launigen Worten. »Wahrscheinlich«, so sagte sie zu mir gewandt, »nehmen Sie mich gar nicht richtig ernst, weil ich so wenig Fußnoten mache.« Der erste Teil ihrer Aussage stimmte nicht – ich nehme sie und ihr strenges Urteil bis auf den heutigen Tag sehr ernst –, der zweite Teil wohl: Meine Lehrerin, allein schon durch die Ehre der Mitgliedschaft in der British Academy als führende Fachvertreterin ihrer Generation ausgewiesen, machte in der Tat kaum Fußnoten. Wenn sie seitenweise paraphrasierte, zeigte eine einzige Fußnote an, wer mit spitzer Feder gerade widerlegt oder gar zerpfückt wurde. Und ein zweiter sehr verehrter Lehrer aus Tübingen hat viele Jahre in den Fußnoten antike Ausgaben so liederlich zitiert, dass man bei der Angabe »Buch IV, Kapitel 7, Abschnitt 3« sicher sein konnte, es sei doch besser, unter »Buch VII, Kapitel 3, Abschnitt 4« zu schauen. Die Trefferquote seiner Zitatnachweise veränderte sich erst signifikant, als während der Zeit meiner Promotion eine neue, äußerst gründliche Assistentin seine Veröffentlichungen betreute. Aber auch diesen akademischen Lehrer verehere ich bis auf den heutigen Tag; an der nach wie vor bleibenden Gültigkeit seiner Sichtweisen des antiken Christentums ändert seine wenig gründliche Zitierpraxis bis Anfang der neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts nichts, aber auch gar nichts.

Es sind solche und andere Erfahrungen, die mich dazu gebracht haben, ein paar leitenden Annahmen der gegenwärtigen Debatte über das Plagiat in den Wissenschaften zu misstrauen: Ich glaube erstens inzwischen nicht mehr, dass es ausreicht, die Prüfverfahren für wissenschaftliche Qualifikations- und Qualifizierungsarbeiten zu verschärfen, um Plagiate in der Wissenschaft einzudämmen. Man muss vielmehr sehr kritisch darauf sehen, ob wir nicht inzwischen viel zu viele und vor allem viel zu lange Arbeiten dieser Art von Studierenden wie dem wissenschaftlichen Nachwuchs erwarten, als dass sie alle noch dem wünschenswerten Standard entsprechen könnten. Weniger ist auch hier mehr. Außerdem muss man fragen, ob wir an den Universitäten genügend gründlich betreuen, ein offenes Ohr für Probleme haben und wissenschaftliche Standards genügend deutlich vermitteln – nicht nur durch entsprechende Moralpredigten in den Proseminaren und Einführungsveranstaltungen, sondern eben auch durch unser eigenes Vorbild in unseren eigenen Veröf-



fentlichungen. Ich glaube zweitens nicht mehr, dass wir das Geschäft der Aufdeckung von Plagiaten kommentarlos einer anonymen Internet-Community überlassen sollten; Standards einer Disziplin sollten von einer Disziplin selbst festgelegt werden, und was eine originelle wissenschaftliche Leistung ist und was nicht, das weiß immer noch am besten jemand, der in einer spezifischen Disziplin selbst hervorragende wissenschaftliche Leistungen erbringt. Drittens ärgert mich inzwischen regelrecht, wenn – insbesondere in der aktuellen Debatte – im Interesse eines knochentrockenen radikalen Positivismus jede Form einer historischen Entwicklung unserer Standards für Zitat und Paraphrase geleugnet wird. »Ich musste bei Konrad Repgen in den siebziger Jahren ganz genau zitieren«, schrieb mir ein erzürnter, mutmaßlich ergrauter Promovend dieses in Bonn lehrenden römisch-katholischen Kirchenhistorikers, als ich öffentlich eine Historisierung der Debatte um die Standards im Blick auf Zitat und Paraphrase eingefordert hatte. »Kein Wunder«, dachte ich (schrieb es ihm aber nicht): Repgen befand sich in einer dramatischen Abwehrschlacht gegen den von evangelischen Kollegen erhobenen Vorwurf, die katholische Kirche habe ebenso früh wie intensiv gemeinsame Sache mit dem nationalsozialistischen Staat gemacht – und schmiss daher, wenn es erlaubt ist, so kolloquial zu formulieren – mit Fußnoten und Zitaten nur so um sich. Man beschädigt keine wissenschaftlichen Standards und leistet auch keinem radikalen Konstruktivismus Vorschub, wenn man »die tragischen Ursprünge der deutschen Fußnote« (Anthony Grafton) präzise rekonstruiert und auf ihre institutionellen Kontexte aufmerksam macht. Es gibt, wie in den meisten Fällen, auch hier eine *Via media* zwischen radikalem Positivismus und radikalem Konstruktivismus.

Insbesondere in den Debatten der allerletzten Zeit ist mir deutlich geworden, dass wir freilich, um diesen Mittelweg entschlossener zu beschreiten, einen erheblichen Forschungsbedarf befriedigen müssen: Es fehlen genaue Untersuchungen, die synchron wie diachron die Veränderungen der wissenschaftlichen Standards im Blick auf Zitat und Paraphrase durch die Zeiten und in unterschiedlichen Disziplinen aufarbeiten. Ist der erhebliche quantitative Anstieg der Fußnoten, der zwischen meiner erwähnten Lehrerin und mir selbst stattgefunden hat, repräsentativ oder ein Spezialfall bestimmter wissenschaftlicher Physiognomien? Wie hat man in unterschiedlichen Disziplinen in verschiedenen Zeiten die

wissenschaftlichen Standards formuliert und sie dem Nachwuchs zu implementieren versucht? In welchen wissenschaftssoziologischen und wissenschaftshistorischen Kontexten stehen solche Regeln? Was privilegieren sie? Was unterdrücken sie? Es ist kein Zufall, dass meine Darstellung der Probleme so anekdotisch und autobiografisch angelegt war – die Forschung steckt jedenfalls zu Teilen noch in den Kinderschuhen.

Mir scheint, dass die aktuelle Diskussion über Plagiate in der Wissenschaft viele ins Grübeln gebracht hat. Eine Promovendin sagte mir jüngst, sie sei ganz unsicher geworden, ob bestimmte Sätze ihres Manuskriptes, die sie für eigene halte, nicht unterbewusst aus ganz bestimmten Lektüren von Texten aus fremder Feder in ihrer Erinnerung abgespeichert gewesen seien. Sie überprüfe daher jetzt praktisch noch einmal jeden Satz ihres Manuskriptes mithilfe von Suchmaschinen im Internet, bevor sie es abgeben werde. Niemand wird bestreiten wollen, dass es im Blick auf manche Themen oder Großbereiche der Geistes- und Sozialwissenschaften schwer ist, einen wirklich ganz neuen Gedanken mit ganz neuen Worten zu formulieren. Aber auch über diese Themen muss immer wieder in Qualifikationsarbeiten geschrieben werden, nicht nur in den Einleitungskapiteln und Exkursen. Es wäre schade, wenn diese blitzgescheite Promovendin ihren frischen Mut sowie ihre Risikobereitschaft auch für gewagte Thesen und gedankliche Experimente verlieren würde zugunsten von Ängstlichkeit und Scheu. Das wird freilich vermutlich geschehen, wenn die etablierten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler die Dinge so weiterlaufen lassen wie bisher in der gegenwärtigen Debatte über Plagiate in der Wissenschaft.



Peter Weingart

Nun auch: Skandalisierung der Wissenschaft

Kontrolle anstelle von Vertrauen

Bislang befand sich die Wissenschaft in einer gesellschaftlichen Sonderstellung, abgehoben und abgeschirmt von jeglicher medialen Skandalisierung, wie sie allenfalls noch der Papst genießen konnte. Das spiegelt sich, wenn auch nur sehr vermittelt, in den Umfragewerten wider, in denen der Wissenschaft (neben dem Verfassungsgericht) noch immer das höchste Vertrauen aller gesellschaftlichen Institutionen bestätigt wird. Allerdings sind auch die Warnzeichen nicht zu übersehen: Das Vertrauen sinkt seit Jahren kontinuierlich. In Deutschland allein zwischen 2005 und 2010 von 86 auf 57 Prozent, der stärkste Rückgang von allen EU-Mitgliedsstaaten. Noch im Jahr 2000 konnte Kurt Imhof feststellen: »Nicht weniger als 84 % aller Skandalierungen betreffen das politische System bzw. Handlungen von Vertretern des politischen Personals. Weit abgeschlagen folgen Skandalierungen der Gesellschaftsprominenz aus Kultur und Kunst (5,4 %) [...] die Skandalierung von Vorgängen innerhalb der Wissenschaft findet sich mit grossem Abstand am Schluss der Skandalierungshierarchie: Nur gerade ein Fall schaffte es unter die grössten zehn Medienereignisse pro Jahrgang und Zeitung innerhalb dieser 85 Jahre« (1910-1994-PW; Imhof 2000). Diese Zeit scheint endgültig zu Ende gegangen zu sein, und wenn man Imhofs gesellschaftstheoretischer Verortung von Skandalisierungen (oder Skandalierungen, wie er sagt) folgt, indizieren sie, bezogen auf Vorkommnisse innerhalb der Wissenschaft, Normen- bzw. Wertkonflikte, die sowohl die Wissenschaft intern als auch ihre Stellung innerhalb der Gesellschaft betreffen. Man kann die nachhaltige Veränderung der Rolle der Wissenschaft in den nachindustriellen »Wissengesellschaften« seit mindestens drei bis vier Jahrzehnten beobachten, aber der Prozess ist schleichend, in verschiedenen Ländern unterschiedlich ausgeprägt, ideologisch besetzt und kontrovers und von Interessen bestimmt. Es muss schon eine markante Zäsur sein, die

auch dem letzten Beobachter vor Augen führt: Times have changed.

1997, der damalige DFG-Präsident hatte die deutsche Wissenschaft gerade als vor »amerikanischen Verhältnissen« geschützt gewährt, wurde diese mit dem Betrugs-skandal Friedhelm Herrmann and Marion Brach auf den Boden der neuen Normalität geholt. Die (hierzulande verspätete) Reaktion war 1999 die Einrichtung des »Ombudsmanns der Wissenschaft«. (Das US Office of Research Integrity zum Beispiel existiert bereits seit 1992.) Mit der Einrichtung dieser und ähnlicher Institutionen in vielen Ländern weltweit wurden die bis dahin inexpliziten, in der Öffentlichkeit weitgehend unbekannt, sogenannten »Regeln guter wissenschaftlicher Praxis« unter anderem in einem international anerkannten »Code of Conduct« öffentlich gemacht. Er wirkt nicht nur innerhalb der Wissenschaft als Verhalten steuerndes verbindliches Regelwerk, sondern er wird der Wissenschaft seither auch von außen, also von der Politik und den Medien, als Maßstab ihres Tuns vorgehalten.

Dieser Prozess der »Externalisierung« von Verhaltensregeln der Wissenschaft ist Ausdruck des umfassenden institutionellen Wandels in allen Bereichen der Gesellschaft. Michael Power (1997) hat ihn als die Entwicklung zur »Audit Society« bezeichnet: An die Stelle von Vertrauen in die innere Selbstregulierung von Institutionen treten die Kontrolle von außen und die Rechenschaftslegung gegenüber einer imaginierten Öffentlichkeit. Längst hat die Kontrollwut mit ihren Kennzahlorgien auch die Wissenschaft erreicht: die einzelnen Forscher ebenso wie die Universitäten, die großen Wissenschaftsorganisationen und die Fördereinrichtungen. Sie folgen damit nur der Entwicklung, die die Politik schon seit jeher und zuletzt auch die Banken als einstmaligen Hort soliden Wirtschaftens erfasst hat. Man mag diesen Wandel bedauern, und gerade Wissenschaftler tun das mit besonderer Inbrunst, weil die Wissenschaft die letzte Insti-



tution war, der vertraut wurde. Aber sie ist auch ein inhärenter Teil von Demokratisierung. Rechenschaftslegung folgt den Prinzipien der Transparenz und der Öffentlichkeit. Es gibt kein wirklich gutes Argument gegen sie.

Funktion der Skandalisierung

Dies ist auch der Schlüssel zum Verständnis der seit Längerem sich ankündigenden Skandalisierung der Wissenschaft. Einmal öffentlich geworden, entwickeln die ›Regeln guter wissenschaftlicher Praxis‹ ihre eigene diskursive Dynamik zwischen den Handlungen der ihnen unterworfenen Akteure und ihren Beobachtern. Die Beobachter sind die potenziellen Skandalisierer der Wissenschaft, sie wachen über die Einhaltung der Regeln, und im Fall der Regelverletzung prangern sie den Verstoß öffentlich an. Der Verstoß gegen die Regeln wird – übrigens von allen Agenturen der Integritätssicherung – als *individueller* und deshalb *moralischer* Verstoß betrachtet, den es entsprechend zu ahnden gilt. (Gegebenenfalls geboten erscheinende Maßnahmen struktureller Veränderungen lassen sich nicht durch Skandalisierung befördern; s. Franzen u. a. 2007.) Damit scheint angesichts einer immer weiter differenzierten und von vielfältigen ökonomischen Erwartungen und Anreizen beeinflussten Wissenschaft die Effektivität der Kontrolle gegen alle Arten von Betrug zunächst verbessert – etwa gegenüber dem zuvor dominierenden System, in dem ›old boys networks‹ schon mal ›fünfe gerade sein‹ ließen und der jungen Laborantin oder dem aufmüpfigen Assistenten im Fall ihrer Beschwerde gegen den Ordinarius nahelegten, eine neue Karriere einzuschlagen. Die Beobachtung interner Regelverstöße von außen ist in der Wissenschaft jedoch viel schwerer als etwa beim Bau von Flughäfen.

Hier kommen nun zwei Umstände zusammen, die zum Kollaps dieser Barriere geführt haben: Zum einen ist es die Technik. Die wissenschaftliche Kommunikation findet inzwischen nahezu ausschließlich digitalisiert statt, und sie ist zum größten Teil im Netz zugänglich. Zum anderen ist es die dadurch ermöglichte Herausbildung einer neuen Berufung: der des Plagiatsjägers. Der Österreicher (Dr.) Stefan Weber weist sich auf seiner Website als »Sachverständiger für wissenschaftliche Texte« aus, zu dessen Dienstleistung die »gerichts-feste Plagiatsprüfung« zählt. Er ist unseres Wissens bislang der Einzige, der die Suche nach Plagiaten zum Geschäftsmodell gemacht hat, aber er ist nicht der Einzige, der mittels des elektronischen Textvergleichs Plagiate auf der Spur ist – mit stu-

pendem Erfolg. GuttenPlag (ab Februar 2011), VroniPlag (ab März 2011) und zuletzt auch SchavanPlag sind die Plattformen im Internet, die sich in Deutschland der Überprüfung von Dissertationen widmen. Längst sind es nicht mehr nur ihre Urheber, sondern eine Schar – oder soll man sagen: ein Schwarm – von Mitstreitern widmet sich der mühseligen Suche nach gar nicht oder nachlässig zitierten oder irreführend paraphrasierten Texten in Doktorarbeiten. Mit dieser unkonventionellen Indienstnahme der ›neuen Medien‹ durch solche Bürgerinnen und Bürger, denen die Einhaltung der Regeln guter wissenschaftlicher Praxis besonders am Herzen liegt, ist der Wissenschaft eine außerordentlich medienwirksame und brisante Kontrollinstanz zugewachsen. Sie sichert zugleich eine ungezügelter Dauerskandalisierung. Nicht nur reklamieren die Plag-Betreiber selbst für sich, das wissenschaftliche Tugendwächtergewissen zu repräsentieren. Sie liefern mit ihren Enthüllungen über Plagiate den Medien überdies die Substanz, aus der diese die Skandalisierung allerersten formen. Dazu gehören einmal die moralisierende Empörung über den Regelverstoß, zum anderen die Prominenz derer, die gegen die Regeln verstoßen haben, denn erst dadurch erhält die Empörung ihre Brisanz.

Skandalisierung ›sans frontières‹

Hinter den Plagiatsjägern wurden zunächst Linke vermutet, weil auffallend viele der von ihnen aufgedeckten Plagiate (mehr oder weniger) prominenten Politikerinnen und Politikern des konservativ-liberalen Lagers zuzuschreiben waren. Doch dieser Reflex ist rührend altmodisch. Es geht allein um die Prominenz der Ertappten, genauer die politische Prominenz, die selbst noch über die Kinder von Prominenten beliehen wird, wie im Fall der Taufpatin des VroniPlags. Prominente Politiker sind seit jeher das primäre Ziel von Skandalisierung. Der tiefe Fall eines prominenten Politikers dient am ehesten der Reinigung und der Wiederherstellung der Werteordnung, gegen die verstoßen wurde. Neu, erstaunlich und keinesfalls selbstverständlich ist allerdings der Umstand, dass es bei den ›Plags‹ und der sie kommentierenden Medienberichterstattung um die Verbindung zweier gesellschaftlicher Teilsysteme – Wissenschaft und Politik – geht. Man erinnere sich an den Fall Guttenberg: Für eine Zeit lang konnte es so scheinen, als gelänge es ihm und der Regierung, den Verstoß gegen die Regeln der Wissenschaft in Gestalt des inkriminierten Plagiats (und zusätzlich gegen die in allen Dissertationen übliche eidesstatt-



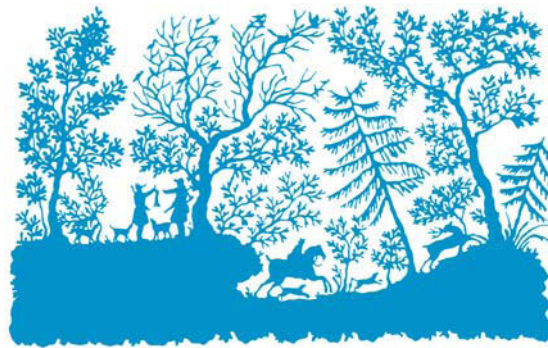
liche Versicherung selbstständiger Autorenschaft) vom Amt zu trennen. Angela Merks pragmatischer Versuch, die Grenze mit dem Spruch zu markieren: »Ich habe keinen wissenschaftlichen Assistenten [...] berufen, sondern mir geht es um die Arbeit als Bundesverteidigungsminister, die erfüllt er hervorragend, und das ist das, was für mich zählt«, bewirkte genau das Gegenteil. Über 50 000 Doktoranden und Akademiker, die die Wissenschaft beschädigt sahen, protestierten öffentlich und medienwirksam und bewirkten die grenzüberschreitende Infragestellung der Glaubwürdigkeit des Ministers. Seit diesem Vorgang lässt sich – zumindest hierzulande – der Betrug in der Wissenschaft nicht mehr auf die Wissenschaft eingrenzen, sondern beschädigt auch politische Glaubwürdigkeit und Reputation. Durch den Bezug auf das Regelsystem der Wissenschaft, dem die meisten Politiker allenfalls kurzfristig über eine Doktorarbeit verpflichtet sind, werden die moralischen Ansprüche an sie weit über das ihnen üblicherweise entgegengebrachte Maß an Vertrauen hinaus gesteigert. Rechtzeitig zur Bundestagswahl eröffnete der Begründer des VroniPlags Anfang Februar die »Plagiatsjagd« auf Politiker mithilfe eines von ihm erstellten »PolitPlag«. Der »Vertrauens- und Kompetenzvorschuss«, den der Dokortitel gewähre, müsse durch dessen ordnungsgemäße Erlangung gerechtfertigt sein (Troni, 2013).

Angesichts dieses explosiven Skandalisierungspotenzials wissenschaftlichen Fehlverhaltens im politischen Teilsystem ist dem Kommentar Jürgen Kaubes zweieinhalb Wochen vor dem Rücktritt nichts hinzuzufügen: dass nämlich der Bildungsministerin der Doktorgrad aberkannt, sie ihr Amt aber werde behalten können, gehöre »leider in das Reich der frommen Wünsche« (Kaube, 2013). Diese Einsicht in die nicht mehr zu zügelnde Eigendynamik der Skandalisierung liegt wohl auch dem von verschiedenen Seiten geäußerten Bedauern zugrunde, das im Vorfeld der Demission Annette Schavans geäußert wurde: »Ein richtiger Rücktritt – leider«, bedauerte der *Spiegel* (9. 2. 2013), »nur Verlierer« sah Heike Schmolle in der *FAZ* (7. 2. 2013), und der Präsident der Universität Hamburg, Dieter Lenzen, wurde in der *FAZ* mit den Worten zitiert, der Fall Schavan habe die Ausmaße einer »griechischen Tragödie«: »Es gibt nur Verlierer. Der eine ist die Ministerin natürlich [...]. Und die Wissenschaft als Ganzes, die plötzlich da steht, als ob sie ein Haufen von Betrügern sei« (*FAZ* v. 23. 1. 2013).

Skandalisierungsdynamik – Kollateralschäden

Die zum Teil beinahe rührseligen Kommentare kurz vor und unmittelbar nach dem allseits in Form und Inhalt »respektierten« Rücktritt sind vor allem dem Erschrecken vor der unerbittlichen Konsequenz geschuldet, die gerade in diesem Fall der Regelverstoß gegenüber der weithin anerkannten Amtsführung entwickelte. Der Skandal hat aber noch eine zweite mindestens ebenso brisante Wirkung entfaltet mit zu erwartenden Spätfolgen. Gemeint sind die Rückwirkungen auf die Wissenschaft, die ja letztlich Ausgangspunkt des Dramas ist. Zwei Aspekte dieser Rückwirkungen sind getrennt voneinander zu beachten, wenngleich sie sich im medialen Skandalisierungsdiskurs wechselseitig verstärkt haben.

Zum einen sind von den Medien schon im Fall Guttenberg und jetzt wieder verstärkt die Fragen aufgeworfen worden, weshalb die Wissenschaft keine einheitlichen Qualitätsstandards entwickelt hat, wie die Verfahren der Promotionskommissionen organisiert sein müssten, warum den Doktorandenbetreuern die Plagiate entgehen? Die ungeklärte Verletzung der Vertraulichkeit des Düsseldorfer Verfahrens wird ebenso von den Medien moniert wie seine unziemliche Dauer (»ein Unding«, so Schnabel in *Die Zeit* v. 24. 1. 2013). »Für die Bewertung von Plagiaten fehlen der Wissenschaft ja offenbar [...] die eindeutigen Maßstäbe [...] Keine Universität sah sich bemüßigt, die Prominentenpromotionen einmal selbst unter die Lupe zu nehmen« (Spiewak in *Die Zeit* v. 7. 2. 2013). Der Universität habe der Mut gefehlt, »die Versäumnisse des Doktorvaters beim Namen zu nennen, der die Studentin nie solch ein Thema hätte bearbeiten lassen dürfen, sie an die gültigen Zitierregeln hätte erinnern und ihre Einhaltung hätte prüfen müssen« (Schmolle, 2013). Schon wird vonseiten der Politiker und der Journalisten nach einer zentralen Festlegung von Qualitätsstandards für Dissertationen gerufen, offenbar in Analogie zum Zentralabitur. Ganz abgesehen davon, wie gerechtfertigt oder praxisfern die Klagen über unterschiedliche Standards in verschiedenen Fächern (einschließlich der Benotungspraktiken an verschiedenen Universitäten) und über den universitätsspezifischen Umgang mit Plagiaten auch sein mögen: Die Logik der Skandalisierung konfrontiert die Wissenschaft, ganz ähnlich wie die Politik, mit uneinholbaren moralischen Forderungen. Sie sind die Folge der eingangs konstatierten Substituierung von Vertrauen durch öffentliche Kontrolle, deren Tragweite von der Wissenschaft, den Uni-



versitäten zumal, größtenteils noch gar nicht verstanden, geschweige denn bearbeitet worden ist.

Der zweite Aspekt der genannten Rückwirkungen auf die Wissenschaft betrifft deren kommunikativen Umgang mit der Skandalisierung selbst. Nach bald eineinhalb Jahrzehnten vermeintlich professionalisierter Wissenschaftskommunikation fragt man sich, wer und was die Allianz geritten hat und wie viele smarte, gut bezahlte PR-Berater sie nicht davon abgehalten haben, in den laufenden Skandalisierungsdiskurs zu intervenieren. Sie hätte wissen müssen, dass ihre Intervention, insbesondere nach ihrem allzu langen peinlichen Schweigen während der Guttenberg-Affäre, gegen sie ausschlagen würde. Sie lasse sich von der Politik instrumentalisieren (*Die Zeit* v. 7. 2. 2013), »eine peinliche Vorstellung« habe sie geboten und den Verdacht geweckt, es gehe ihr »weniger um wissenschaftliche Integrität als um die Rettung einer Ministerin, der sie großzügige Fördermilliarden verdanke[n]« (*Die Zeit* v. 24. 1. 2013). In der *FAS* titulierte Thomas Gutschker die Allianz als »Gemeinde«, von deren »Priestern [...] die Ministerin monatelang alle nur denkbaren Segnungen« erfahren habe« und in der »andere Maßstäbe« gälten (Gutschker, 2013). Auch die diversen Wissenschaftler, die sich in ähnlicher Form zu Wort gemeldet hatten, fanden in den Medien keine Gnade. Sie wurden unter anderem abfällig als »selbsternannte professorale Hilfsverteidiger zur Entlastung der Bedrängten« (*FAZ* v. 4. 2. 2013) charakterisiert. Im Kontext dieses Skandalisierungsdiskurses mussten ihre wie gut auch immer gemeinten Argumente zur Verteidigung der Beschuldigten als eine Relativierung der Regelverletzung erscheinen, die – aus der Außenperspektive – allein durch »niederer« Selbstinteresse motiviert sein konnte. Die mediale Skandalisierung erlaubt keine Differenzierung, sie kennt nur schwarz und weiß. Die Allianz ebenso wie die Professoren, die sich zugunsten der Ministerin äußerten, haben die Skandalisierungsdynamik zusätzlich angeheizt – mit verheerenden Folgen für ihr eigenes und das Image der Wissenschaft insgesamt.

Haben die Medien eine Kontrollfunktion gegenüber der Wissenschaft?

Der Tenor der skandalisierenden Medienberichterstattung über die Prominentenplagiate ist eindeutig: Die Wissenschaft hat ihre selbst gesetzten Regeln nicht beachtet, hat die sonst übliche Sorgfalt nicht walten lassen, verfügt nicht über einheitliche Qualitätsstandards, und

sie ist obendrein politisch korrumpierbar, wenn es um die Anwendung von Regeln bei prominenten Politikern geht. Gemäß dem Skandalisierungsmuster klagten die Medien die Verletzung der Regeln guter wissenschaftlicher Praxis mit moralisierender Empörung an und bestehen auf deren Heilung. Die Empörung ist im Fall der Wissenschaft aufgrund ihrer eingangs erwähnten Sonderstellung als Institution mit dem größten gesellschaftlichen Vertrauen besonders stark. Die Medien pflegen das idealistische Bild der Wissenschaft als interessenneutral, der Objektivität verpflichtet und in ihren Verfahren an Wahrheit orientiert. Es dient als Folie, vor der die Abweichungen mit umso intensiverer Unerbittlichkeit angeprangert werden. Insofern die Skandalisierung gleichbedeutend mit der Herstellung von Öffentlichkeit ist, ist sie auch eine Spielart demokratischer Kontrolle. Allerdings operiert sie nicht fein abgestimmt, sondern grobschlächtig, trägt plebiszitäre bzw. »boulevardisierende« Züge. Am Ende eines Skandalisierungszyklus steht daher zumeist die bloße Zerstörung der Reputation von Personen und Institutionen (s. Imhof 2008). Deren Wiederherstellung bleibt ihnen dann selbst überlassen.

Die Ministerin und die deutsche Wissenschaft hatten dabei noch Glück. Bevor die skandalisierende Berichterstattung diesen Punkt zu erreichen drohte, kam ihnen der Rücktritt des Papstes zu Hilfe. Ob seiner Beispielhaftigkeit allseits gelobt und bewundert, absorbierte er alle mediale Aufmerksamkeit und gewährte so den Erschöpften die ersehnte Ruhe.

Literatur

- M. Franzen, S. Rödder und P. Weingart: »Fraud: causes and culprits as perceived by science and the media«, in: *EMBO reports* 8/1 (2007), S. 3–7
- T. Gutschker: »Die Gemeinde«, in: *FAS* v. 10. 2. 2013
- K. Imhof: »Vertrauen, Reputation und Skandal«, in: *Zeitschrift für Religion, Staat, Gesellschaft (RSG)*, Themenheft: *Soziale Normen und Skandalisierung* (Dresden 2008), S. 55–78
- K. Imhof: »Öffentlichkeit und Skandal«, in: K. Neumann-Braun und S. Müller-Doohm (Hg.): *Einführung in die Medien- und Kommunikationssoziologie. Eine Einführung in zentrale Begriffe und Theorien*. München 2000, S. 55–68
- J. Kaube: »Frau Jedermanns Plagiat«, in: *FAZ* v. 23. 1. 2013
- M. Power: *The Audit Society: Rituals of Verification*. Oxford 1997
- H. Schmoll: »Nur Verlierer«, in: *FAZ* v. 7. 2. 2013
- U. Schnabel: »Trauerspiel mit Überlänge«, in: *Die Zeit* v. 24. 1. 2013
- M. Spiewak: »Nichts dazu gelernt«, in: *Die Zeit* v. 7. 2. 2013
- M. Troni: »VroniPlag-Gründer lädt zur Plagiatsjagd«, in: *Der Tagesspiegel* v. 8. 2. 2013. www.tagesspiegel.de/medien/digitale-welt/dokortitel-vroniplag-gruender-laedt-zur-plagiatsjagd/7756986.html (letzter Zugriff am 7. 3. 2013)



Fritz Niemann: SKANDALÖSE ORTE (in München und Wien)

Bild 1, S. 8: Blütenburger Madonna – Seldweg/München-Obermenzing

In den 1970er Jahren war in ganz Europa ein steiler Anstieg von Kunst- und Antiquitätendiebstählen zu verzeichnen. Ob Museen oder Galerien, Paläste oder Kirchen – nichts war vor den Dieben sicher. Der expandierende Graumarkt wurde von organisierten Banden und Einzelgängern bedient. Im Januar 1971 stellte der Pfarrer der Schlosskapelle Blütenburg in München fest, dass sich die wertvolle spätgotische Schnitz-Madonna, als »Blütenburger Madonna« bekannt, nicht mehr an ihrem Platz befand. Wenige Monate später wurde das teure Objekt im Haus des beliebten Volksschauspielers Walter Sedlmayr in München-Feldmoching gefunden, was für ein Rauschen im Blätterwald sorgte. Sedlmayr saß kurz in U-Haft, wurde aber freigesprochen. Dennoch halten sich Gerüchte, dass er sich bisweilen als Kunsthehler betätigte und den Diebstahl der Madonna in Auftrag gab.

Bild 2, S. 28: Watschenkonzert 1913 – Musikvereinsplatz 1/Wien-Innere Stadt

Am 31. März 1913 dirigierte Arnold Schönberg im Großen Saal des Wiener Musikvereins eigene Werke sowie Uraufführungen von Anton Webern, Alexander Zemlinsky, Alban Berg und Gustav Mahler. »Ja, das war eine Geschichte, ein schrecklicher Skandal. Watschen, Raufereien, entsetzlich«, schrieb der Schönberg-Schüler Anton Webern, dessen »Sechs Stücke für Orchester, op. 6« als erster Programmpunkt des Skandalkonzerts uraufgeführt und bereits von lautem Lachen, Zischen und Pfeifen begleitet wurden. Als Webern während des Konzerts »Hinaus mit der Bagage!« rief und zur Antwort aus dem Publikum »Mit Euch, aber auf den Steinhof!« [Wiens Nervenheilanstalt] bekam, geriet die Situation endgültig außer Kontrolle. »Das Toben und Johlen ging nun in Tätlichkeiten über, und von allen Seiten hörte man Ohrfeigen klatschen«, so das *Neuigkeits-Welt-Blatt*. Das konservative Wiener Publikum war offenbar noch nicht bereit für die dargebotene Musik.

Bild 3, S. 40: Oberst Redl – Stubenring 1/Wien-Innere Stadt

Oberst Alfred Redl, Vize-Chef des Evidenzbüros, des Militärgeheimdienstes der k.u.k.-Monarchie, hatte mehr als zehn Jahre lang wichtige militärische Geheimnisse an Russland, Frankreich und Italien weitergegeben. Der stets elegante Karriereoffizier besaß mehrere Rennpferde, kaufte Autos und war in höchstem Maße verschwenderisch. Zudem war Redl homosexuell und zahlte seinen Liebhabern monatlich enorm hohe Apanagen. Und so war der Grund für Redls Verrat recht profan: Er brauchte Geld, um seinen aufwendigen Lebensstil zu finanzieren. Seine Enttarnung als Doppelspion im Mai 1913 erschütterte das österreichisch-ungarische Reich in seinen Grundfesten. Seine Vorgesetzten händigten Redl einen Revolver und ein Päckchen Gift aus und appellierten an seine Offizierssehre. Redl wählte den Revolver.

Bild 4, S. 50: Organtrickserien – Ismaninger Straße 22/München-Haidhausen

Wer eine neue Leber braucht, muss meistens recht lange darauf warten – manchmal zu lange. Ärzte im renommierten Klinikum Rechts der Isar in München wussten Abhilfe: Sie mischten Urin in Blutproben, wodurch die betroffenen Patienten kränker erschienen, als sie eigentlich waren. Dadurch rutschten diese in den Transplantationslisten nach oben und erhielten schneller eine neue Leber. Für andere Patienten hatte dies teils drastische Auswirkungen: Sie starben, bevor ihnen ein Spenderorgan zugeteilt wurde. In den Transplantationszentren in Göttingen, Regensburg und Leipzig sind ähnliche Fälle bekannt geworden. Als Konsequenz ist die Bereitschaft zur Organspende deutlich zurückgegangen.

Bild 5, S. 68: Lola Montez – Barerstraße 7/München-Maxvorstadt

Nachdem Lola Montez durch Europa gereist war und auf jeder ihrer Stationen für Tumulte gesorgt hatte, traf sie 1846 ohne Ausweispapiere in der bayerischen Landeshauptstadt München ein. Dort gab sie sich als spanische Tänzerin adliger Herkunft namens Señora Maria de los Dolores Porris y Montez – kurz Lola Montez – aus. Eigentlich stammte sie aus Irland. Weil der Intendant der Münchener Hofbühne sie nicht auftreten ließ, wandte sich Lola Montez direkt an König Ludwig I. Gleich beim ersten Aufeinandertreffen war es um den Regenten geschehen. Er verehrte die falsche Spanierin fortan, verhalf ihr zu zahlreichen Auftritten, einem Adelstitel (Gräfin von Landsfeld) und schenkte ihr ein Palais in der Barerstraße Nr. 7, wo Lola Montez täglich Männer empfing. Den König, aber beileibe nicht nur diesen. Die Montez war bei der Münchner Bevölkerung äußerst unbeliebt. Gerne zog sie mit ihrer Dogge Turk Zigarre rauchend durch die Stadt. Wegen der Affäre mit der schönen Tänzerin musste Ludwig I. als König abdanken. 1848 flüchtete Lola Montez in die Schweiz. 1860 starb sie 39-jährig in New York.

Bild 6, S. 84: Pripfl & Rocky – Ullmannstraße 71/Wien-Fünfhaus

Chefinspektor Franz Pripfl war einst einer der besten Fahnder Wiens: Er fasste den Saliera-Dieb, die Lainzer Mordschwester und überführte einen ORF-Regisseur als Killer. Doch als er der Rotlichtszene zu nahe kam, begann sein tiefer Fall. Pripfl war zu Gast auf der Hochzeit der Wiener Gürtel-Größe »Rocky« im Hotel Renaissance in Wien-Fünfhaus, bestens dokumentiert durch ein Foto, das den »Spitzenkiberer« und den Türsteher zeigt und in allen Zeitungen abgedruckt wurde. Kurz danach wurde Pripfl von einem Rollkommando im Haus der Olga K. in Wien-Donaustadt schwer misshandelt – er hatte der Russin Geld geliehen, monatlich 17 Prozent Zinsen verlangt und ihr gedroht, Rocky auf sie zu hetzen. Pripfl trug Brüche von Nase, Augenhöhle und Rippen davon. Heute sitzt er – unehrenhaft aus dem Polizeidienst entlassen – eine Gefängnisstrafe wegen diverser Delikte ab. Das Gericht kam zum Schluss, er habe sich über das Gesetz gestellt.



Jörg Aufenanger, geb. 1945 in Wuppertal, studierte Philosophie und Theaterwissenschaft in Berlin an der FU und in Paris an der Sorbonne; er war Theaterregisseur in Paris bis 1978, danach an verschiedenen deutschen und italienischen Theatern, zuletzt am Berliner Ensemble und dem Teatro Vascello Rom. Er ist Autor diverser Publikationen zur Philosophie, zum Theater und zur Literatur. Er verfasste Hörspiele, Fernsehfilme, Romane und Erzählungen sowie Übersetzungen italienischer und französischer Literatur. Er lebt in Berlin. Die wichtigsten Buchpublikationen sind: *Philosophie* (1984); *Hier war Goethe nicht* (1999); *Das Lachen der Verzweiflung. Grabbe. Ein Leben* (2001); *Schiller. Biographie* (2004); *Schiller und die zwei Schwestern* (2004); *Heinrich Heine in Paris* (2005); *Richard Wagner und Mathilde Wesendonk. Eine Künstlerliebe* (2005); *Silbermanns Reise um die Welt in neunzig Jahren* (2007); *Vierzig Tage im Leben des Heinrich von Kleist* (2010); *Bin ich nun ein Trümmerkind ... Erinnerungen an eine Nachkriegskindheit. Autobiographie* (2012).

Frank Bösch, geb. 1969, ist Direktor des Zentrums für Zeit-historische Forschung in Potsdam und Professor für deutsche und europäische Geschichte des 20. Jahrhunderts an der Universität Potsdam. Zuvor lehrte er an den Universitäten Göttingen, Bochum und Gießen. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in der Kultur- und Sozialgeschichte des Politischen sowie in der westeuropäischen Zeitgeschichte. Zu seinen Monografien zählen *Macht und Machtverlust: Die Geschichte der CDU* (2002), *Das konservative Milieu. Vereinskultur und lokale Sammlungspolitik in ost- und westdeutschen Regionen (1900–1960)* (2002), *Öffentliche Geheimnisse. Skandale, Politik und Medien in Deutschland und Großbritannien 1880–1914* (2009) und *Mediengeschichte. Vom asiatischen Buchdruck zum Fernsehen* (2011) sowie (jeweils als Mitherausgeber) *Medialisierte Ereignisse* (2012, mit P. Schmidt) und *Europabilder im 20. Jahrhundert* (2012, mit A. Brill und F. Greiner).

Christian Demand, geb. 1960, hat Philosophie und Politikwissenschaft studiert und die Deutsche Journalistenschule absolviert. Er war als Musiker und Komponist tätig, später als Hörfunk-Journalist beim Bayerischen Rundfunk. Nach Promotion und Habilitation in Philosophie war er Gastprofessor für philosophische Ästhetik an der Universität für angewandte Kunst Wien und von 2006 bis 2012 Professor für Kunstgeschichte an der Akademie der Bildenden Künste in Nürnberg. Seit 2012 ist er Herausgeber des *Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken*. Unter seinen Veröffentlichungen zur Ästhetik und Kunsttheorie erschienen etwa *Die Beschämung der Philister. Wie die Kunst sich der Kritik entledigte* (2003) sowie *Wie kommt die Ordnung in die Kunst?* (2010).

Ute Frevert, geb. 1954, studierte in Münster, Bielefeld und an der London School of Economics Geschichte und Sozialwis-

senschaften, wurde 1982 in Bielefeld promoviert und habilitierte sich hier 1989 für das Fach Neuere Geschichte. Die berufliche Laufbahn führte sie über Professuren in Berlin (1991/1992), Konstanz (1992–1997) und Bielefeld (1997–2003) an die Yale University, USA (2003–2007). 2007 wurde sie Direktorin des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung, Berlin und Wissenschaftliches Mitglied der Max-Planck-Gesellschaft. 1998 erhielt sie den Leibniz-Preis der DFG. Sie ist Mitglied der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina – Nationale Akademie der Wissenschaften sowie der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften. Zuletzt erschien *Vergängliche Gefühle* (2013).

Siegfried Großmann, geb. 1930, ist emeritierter Professor für Theoretische Physik an der Philipps-Universität in Marburg. Seine Arbeitsgebiete sind Strömungs- und Turbulenzphysik, statistische Physik, nichtlineare Dynamik, Chaos und komplexe Systeme sowie mathematische Physik. Er ist Herausgeber der *Zeitschrift für Naturforschung A* und Kurator des Internetportals *Welt-der-Physik*. Er ist Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina – Nationale Akademie der Wissenschaften sowie der Europäischen Akademie der Wissenschaften und Künste.

Annette Grüters-Kieslich, geb. 1954 in Gladbeck, studierte Medizin an der Ruhr-Universität Bochum und an der FU Berlin, wurde 1982 promoviert und habilitierte sich 1991. Im Jahre 1996 übernahm sie die Leitung der Poliklinik und des sozialpädiatrischen Zentrums für chronisch kranke Kinder an der Charité, und 1998 wurde sie auf die Professur für Pädiatrische Endokrinologie der HU Berlin berufen. Seit 2003 leitet sie das Institut für Experimentelle Pädiatrische Endokrinologie an der Charité, und seit 2008 ist sie Dekanin der Medizinischen Fakultät der Charité – Universitätsmedizin Berlin; sie ist Mitglied des Vorstandes der Charité. Wichtige wissenschaftliche Beiträge leistete sie auf den Gebieten der molekularen Pathogenese seltener angeborener Entwicklungsstörungen endokriner Systeme und der Pathophysiologie und Behandlung seltener Adipositasformen im Kindesalter. Sie ist Mitglied der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina – Nationale Akademie der Wissenschaften sowie der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

Joachim Kalka, geb. 1948, lebt als Übersetzer und Kritiker in Stuttgart. Er ist Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung (die ihm 1996 ihren Übersetzerpreis, den Johann-Heinrich-Voß-Preis, verlieh) und der Bayerischen Akademie der schönen Künste. Einige seiner Essays sind in den Bänden *Phantome der Aufklärung* (2006), *Hoch unten* (2008) und *Die Katze, der Regen, das Totenreich* (2012) gesammelt; im Herbst diesen Jahres erscheint *Gaslicht. Sammelbilder*

aus dem neunzehnten Jahrhundert. Den instruktiv zwielichtigen Nebenwegen der Kulturgeschichte – Okkultismus, *causes célèbres*, Verschwörungstheorien – gilt sein Interesse in besonderem Maße.

Alexander Košenina, geb. 1963, ist Professor für Deutsche Literatur an der Leibniz-Universität Hannover. Zuletzt erschienen von ihm Ausgaben von Jean Pauls *Feldprediger Schmelzle* (2013) und August Klingemanns *Theaterschriften* (2012) sowie *Blitzlichter der Aufklärung* (2010), eine Sammlung von Feuilletons, vornehmlich aus der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*.

Kai Kupferschmidt, geb. 1982, studierte Molekulare Biomedizin in Bonn. Er arbeitet in Berlin als Wissenschaftsjournalist für das Magazin *Science* und den *Tagesspiegel*. Am ersten Sonntag jedes Monats erscheint im *Tagesspiegel* auch seine Kolumne »Wissenshunger«, in der er über Wissenschaft und Essen schreibt. Website: www.kaikupferschmidt.de

Manfred Mai, geb. 1953 in Castrop-Rauxel, studierte Chemie an der Fachhochschule Aachen und schloss 1975 ein Doppelstudium der Soziologie und Germanistik in Berlin, Zürich und Marburg an. Er habilitierte sich 1998 an der Universität Münster und ist seit 2003 außerplanmäßiger Professor für Politikwissenschaft an der Universität Duisburg-Essen. Er wurde 1999 zum Ministerialrat ernannt und ist seit 2005 Leiter des Referats »Innovation, Wissenschaft und Forschung« in der Staatskanzlei Nordrhein-Westfalen.

Christoph Marksches, geb. 1962 in Berlin, studierte evangelische Theologie, klassische Philologie und Philosophie in Marburg, Jerusalem, München und Tübingen. Er wurde 1991 promoviert, habilitierte sich 1994 in Tübingen und erhielt nach Professuren für Kirchen- und Theologiegeschichte des antiken Christentums in Jena und Heidelberg 2004 den Ruf nach Berlin, wo er von 2006 bis 2010 Präsident der HU Berlin war. Er war Fellow des Wissenschaftskollegs zu Berlin und des Institute for Advanced Study der Hebrew University Jerusalem und ist Mitglied der Akademien in Erfurt, Heidelberg und Mainz sowie der European Academy of Arts and Sciences und der Academia Europaea. Er erhielt den Leibniz-Preis der DFG (2001) und den Theologischen Preis der Salzburger Hochschulwochen (2010) und ist Ehrendoktor der Universitäten Sibiu/Hermannstadt und Oslo. Zuletzt sind in seinem unmittelbaren Fachgebiet erschienen: *Das antike Christentum* (2006), *Antike ohne Ende* (2008) und *Die antiken christlichen Apokryphen*, Bd. 1, *Evangelien und Verwandtes* (2012). Er ist Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und deren Vizepräsident seit 2011.

Fritz Niemann, geb. 1973 in München, studierte dort, in Aix-en-Provence, Berlin und Amsterdam Rechtswissenschaften

und Internationale Beziehungen. Er gründete und leitete einen Filmverleih in Berlin, arbeitete als Journalist und im Deutschen Literaturarchiv Marbach. Seit 2007 lebt er in Wien, wo er als Kulturmanager tätig ist. Er ist unter anderem Generalsekretär des European Composers Forum und organisiert Konferenzen zum Urheberrecht.

Website: about.me/fritzniemann

Bernhard Pörksen, geb. 1969, studierte Germanistik, Journalistik und Biologie in Hamburg und wurde im Jahre 2002 – nach einer Promotion über die Sprache und die Medien neozaristischer Gruppen – auf eine Professur für Journalistik und Kommunikationswissenschaft berufen. 2007 habilitierte er sich für Kommunikations- und Medienwissenschaft mit einer Arbeit über »konstruktivistische Erkenntnistheorie und mediale Praxis«. 2008 erhielt er einen Ruf auf einen Lehrstuhl für Medienwissenschaft an der Universität Tübingen. Im selben Jahr wählte ihn die Jury eines Hochschulmagazins zum »Professor des Jahres« in der Kategorie Geistes-, Gesellschafts- und Kulturwissenschaften. Kürzlich veröffentlichte er – gemeinsam mit Hanne Detel – das Buch *Der entfesselte Skandal. Das Ende der Kontrolle im digitalen Zeitalter*. Seine Publikationen zu Kybernetik und Konstruktivismus (u. a. mit Heinz von Foerster und Humberto Maturana) wurden in verschiedene Sprachen übersetzt.

Wolfert von Rahden lehrte und forschte als Linguist und Sozialwissenschaftler an der FU Berlin, war Wissenschaftsmanager in Berlin und Potsdam und arbeitete editionsphilologisch (*Nietzsche-Nachlass in differenzierter Transkription*, KGW, Abt. IX, Bde. 1–3, 2001). Er ist Mitglied der Redaktionen von *Tumult. Schriften zur Verkehrswissenschaft* (seit 1988) sowie der *Zeitschrift für Ideengeschichte* (ZIG), deren verantwortlicher Gründungsredakteur er auch war (2005/2006). Die wichtigsten Veröffentlichungen sind *Revolution und Evolution* (*Forum für interdisziplinäre Begriffsgeschichte* 1/2012) sowie (jeweils als Mitherausgeber) *Die andere Kraft. Zur Renaissance des Bösen* (1993, mit A. Schuller), *Theorien vom Ursprung der Sprache* (2 Bde., 1989, Reprint 2010, mit J. Gessinger), *Letzte Worte* (ZIG II.2/2008, mit J. Ph. Klenner), *Die Insel West-Berlin* (ZIG II.4/2008, mit St. Schlak), *Kampfzone* (ZIG III.4/2009, mit T. B. Müller und St. Schlak), *Idioten* (ZIG IV.2/2010, mit W. Breckman und J. Ph. Klenner) sowie (jeweils mit A. U. Sommer) *Abgrund* (ZIG V.2/2011) und *Namen* (ZIG VII.1/2013). Er ist seit 2006 verantwortlicher Redakteur der GEGENWORTE.

Claudia Schmölders wurde in Germanistik und Philosophie 1973 an der FU Berlin promoviert. Sie arbeitete 20 Jahre als Verlagslektorin und freie Publizistin in Zürich, Köln und Frankfurt am Main. 1991 war sie Stipendiatin an der MSH Paris und 1991 bis 1992 Fellow am Wissenschaftskolleg zu

Berlin; sie habilitierte sich am Kulturwissenschaftlichen Institut der HU Berlin und ist dort seit 1998 Privatdozentin. Ihre wichtigsten Bücher sind *Die Kunst des Gesprächs. Texte zur Geschichte der europäischen Konversationstheorie* (1986); *Hitlers Gesicht. Eine physiognomische Biographie* (2000); *Das Vorurteil im Leibe. Einführung in die Physiognomik* (32007). Weiteres siehe www.claudiaschmoelders.de

Andreas Urs Sommer, geb. 1972, wurde 1998 in Basel im Fach Philosophie promoviert und habilitierte sich 2004 in Greifswald. Seit 2008 ist er Wissenschaftlicher Kommentator der Werke Nietzsches an der Heidelberger Akademie der Wissenschaften und Professor für Philosophie an der Universität Freiburg im Breisgau. Er erhielt 2012 den Friedrich-Nietzsche-Preis. Jüngste Buchveröffentlichungen sind *Lexikon der imaginären philosophischen Werke* (2012) sowie *Kommentar zu Nietzsches »Der Fall Wagner. Götzendämmerung«* (2012), als Mitherausgeber erschienen zuletzt *Nietzsche als Philosoph der Moderne* (mit B. Neymeyr, 2012) sowie (jeweils mit W. v. Rahden) als Hefte der *Zeitschrift für Ideengeschichte* (ZIG): *Abgrund* (ZIG V.2/2011) und *Namen* (ZIG VII.1/2013).

Angela Spahr, geboren 1963, studierte Philosophie an der FU Berlin und lebt als freie Autorin in Berlin. Von ihr erschien unter anderem (mit D. Kloock, 1997, 2012): *Medientheorien. Eine Einführung* sowie zuletzt »Mehr, mehr, mehr. Lance Armstrong als der große Hävelmann«, in: *Tumult* (Frühjahr 2013).

Volker Stollorz studierte Biologie und Philosophie in Köln und Amsterdam. Mit einem Stipendium der Robert-Bosch-Stiftung startete er 1991 seine Karriere als Wissenschaftsjournalist und erlebte die Gründung der Ressorts »Wissen« bei *Die Zeit*, »Wissenschaft und Gesellschaft« bei *Die Woche* sowie »Wissenschaft« bei der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* hautnah mit. Seine Arbeiten mit dem Schwerpunkt Lebenswissenschaften wurden bereits mehrfach ausgezeichnet, unter anderem 2004 mit dem Georg-von-Holtzbrinck-Preis für Wissenschaftsjournalismus.

Ute Tintemann studierte Italienische Philologie und Linguistik in Bologna und an der FU Berlin und wurde dort 2004 bei Jürgen Trabant in Romanischer Philologie promoviert. Seit 2001 arbeitet sie an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften: Zunächst war sie Wissenschaftliche Mitarbeiterin bei dem Projekt »Berliner Klassik« und von 2004 bis 2010 bei dem Editionsprojekt »Wilhelm von Humboldt: Schriften zur Sprachwissenschaft«. Sie betreut jetzt als wissenschaftliche Referentin die interdisziplinären Arbeitsgruppen der Akademie. Mit Manfred Ringmacher ist sie Herausgeberin der Abteilung 3 »Amerikanische Sprachen« der Wilhelm-von-Humboldt-Edition.

Dino Trescher ist Wissenschaftsjournalist und Gründer des Korrespondenten-Netzwerks constart.com, in dem Journalisten in internationalen Recherche-Teams kooperieren und über wissensintensive Themen an der Schnittstelle von Wissenschaft, Technologie und Gesellschaft berichten. Im Autorenteam mit Chr. Meier und A. Romero war er Stipendiat der Initiative Wissenschaftsjournalismus zum Thema Nanotechnologie und Risikoforschung sowie zur EU-Forschungsfinanzierung – gefördert von der Robert-Bosch-Stiftung. Derzeit promoviert er zum Thema »Nanotechnologie in Leitmedien: Diskurse um Deutungshoheit über eine neue Technologie« (AT) an der FU Berlin und unterrichtet wissenschaftliches Schreiben an der Alice-Salomon-Hochschule Berlin.

Peter Weingart studierte Soziologie und Volkswirtschaftslehre in Freiburg im Breisgau, Berlin und Princeton und wurde 1970 an der FU Berlin promoviert (Dr. rer. pol.). Er ist seit 1973 Professor für Soziologie (Wissenschaftssoziologie und -politik) in Bielefeld und war 2011 Gastwissenschaftler am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte in Berlin. Er ist Editor-in-Chief von *Minerva – A Review of Science, Learning and Policy*. Zuletzt sind erschienen *Wissen – Beraten – Entscheiden. Form und Funktion wissenschaftlicher Politikberatung in Deutschland* (2008, mit J. Lentsch), *The Politics of Scientific Advice. Institutional Design for Quality Assurance* (2011, als Herausgeber mit J. Lentsch) und *The Sciences' Media Connection – Public Communication and its Repercussions* (2012, als Herausgeber mit S. Rödder und M. Franzen). Er ist Mitglied der Deutschen Akademie der Technikwissenschaften (acatech) sowie der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

Impressum

Herausgeber und verantwortlich für den Inhalt

Günter Stock, Präsident der
Berlin-Brandenburgischen Akademie
der Wissenschaften

Beirat

Erika Fischer-Lichte, Jens Reich, Ortwin
Renn, Jürgen Trabant, Peter Weingart,
Conrad Wiedemann

Verantwortlicher Redakteur

Wolfert von Rahden

Redaktionsassistentz

Phuong Duong

Dokumentation

Wolfgang Dinkloh

Bildredaktion

Christoph Kehl

Anschrift der Redaktion

GEGENWORTE · Hefte für
den Disput über Wissen
Berlin-Brandenburgische Akademie
der Wissenschaften
Jägerstraße 22/23, D-10117 Berlin
Telefon: (+49 30) 203 70-260
Fax: (+49 30) 203 70-600
E-Mail: gegenworte@bbaw.de

GEGENWORTE versteht sich als Plattform
für einen Disput, die Beiträge im Heft
geben nicht in jedem Fall die Meinung
der Redaktion wieder.

Anregungen und Vorschläge sind will-
kommen. Für unverlangt eingesandte
Manuskripte wird keine Haftung über-
nommen.

Mitglied des »Eurozine Network«
www.eurozine.com

Korrektorat

Edition diá, Berlin
www.editiondia.de

Layout und Satz

Rainer Zenz, Berlin

Entwurf

atelier : [doppelpunkt], Berlin

Druck

Beltz Bad Langensalza GmbH,
Bad Langensalza

Bildnachweis

Ganzseitige Abbildungen: © Fritz Niemann

Titelseite links: Jessica Flavin¹
Titelseite rechts: ⁰
S. 4: Hans Hammarskiöld⁰
S. 6: rechts⁰
S. 11: Jessica Flavin¹
S. 14: Bundesarchiv, B 145 Bild-F042657-0026 /
Wienke, Ulrich⁵
S. 15: Herder³
S. 16: Sasha Wolff⁴
S. 22: Moses¹
S. 25: Bundesarchiv, Bild 102-05907⁵
S. 26: Beethoven2012⁴
S. 30 links: Deutsche Fotothek⁵
S. 33: Infoeco⁴
S. 36 rechts: Viriditas⁴
S. 39: Frank Vincent⁴
S. 43: Triton Rocker²
S. 46: Thelmadatter⁴
S. 52: Bundesarchiv, B 145 Bild-F053560-0013 /
Wienke, Ulrich⁵
S. 53: Oktawiusz⁴
S. 59: Michal Osmenda³
S. 62 rechte: Andreas Praefcke²
S. 66 links: Glogger⁴
S. 70 rechts: Eye Steel Film¹
S. 72: Bundesarchiv, B 145 Bild-F079093-0015⁵
S. 78: Maximilian Schönherr⁴
S. 80 links: סדנר⁷
S. 80 rechts: SteveD.¹

0: CC0-1.0
1: CC-BY-2.0
2: CC-BY-3.0-Unported
3: CC-BY-SA-2.0
4: CC-BY-SA-3.0-Unported
5: CC-BY-SA-3.0-DE

[http://creativecommons.org/about/licenses/
meet-the-licenses](http://creativecommons.org/about/licenses/meet-the-licenses)
[http://de.wikipedia.org/wiki/
Wikipedia:GNU_Free_Documentation_License](http://de.wikipedia.org/wiki/Wikipedia:GNU_Free_Documentation_License)

Die übrigen Abbildungen stammen aus dem Archiv der
Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

Erscheinungsweise

GEGENWORTE erscheint zweimal jährlich,
jeweils im Frühjahr und im Herbst. Die
Inhaltsverzeichnisse der Hefte 1 bis 28
finden Sie im Netz unter
www.gegenworte.org

Bezugsbedingungen

Abonnement (2 Hefte pro Jahr) € 24,80
zzgl. Versandkosten von € 4,- (Inland)
und von € 6,- (Ausland)
Preis des Einzelheftes € 14,80
zzgl. Versandkosten von € 3,-
Das Abonnement verlängert sich jeweils
um ein weiteres Jahr, falls es nicht acht
Wochen vor Ablauf eines Kalenderjahres
gekündigt wird.

Verlegerische Betreuung, Vertrieb, Abonnement und Anzeigen

Akademie Verlag GmbH
Markgrafenstraße 12–14, D-10969 Berlin
E-Mail: info@akademie-verlag.de
www.akademie-verlag.de

Bestellungen von Abonnements und
Einzelheften richten Sie bitte an:
Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH
Vertrieb Zeitschriften
Rosenheimer Straße 143
D-81671 München
Telefon: (+49 89) 450 51-229
Fax: (+49 89) 450 51-333
E-Mail: vertrieb-zs@oldenbourg.de

Wir freuen uns über Anzeigen, sofern sie
mit dem Selbstverständnis des Herausgebers
und den Zielen der Zeitschrift vereinbar
sind.

Über Anzeigenpreise und Konditionen
informiert:

Akademie Verlag GmbH, Christina Gericke
Markgrafenstraße 12–14, D-10969 Berlin
Telefon: (+49 30) 42 20 06-40
Fax: (+49 30) 42 20 06-57
E-Mail: gericke@akademie-verlag.de

Geschäftsführung: Dr. Sven Fund
Verlagsleitung: Prof. Dr. Heiko Hartmann

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die
der Übersetzung. Kein Teil dieser Zeitschrift
darf in irgendeiner Form – durch Fotokopie,
Mikrofilm oder irgendein anderes Verfah-
ren – ohne schriftliche Genehmigung des
Verlages reproduziert oder in eine von
Maschinen, insbesondere von Datenverar-
beitungsanlagen, verwendbare Sprache über-
tragen oder übersetzt werden. Es gelten die
Bestimmungen des Urheberrechts. Abdruck
nur nach Genehmigung durch den Verlag
und mit genauer Quellenangabe.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier

© 2013 Akademie Verlag GmbH, Berlin
Ein Wissenschaftsverlag der Oldenbourg
Gruppe

ISSN 1435–571 X